

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 14.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften  
vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 19. Juli 1891. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4 1/2 M.

XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Das Gut im Monde.

Novelle von Marie von Olfers.

(Fortsetzung.)

**D**ie Gegend war nicht schöner geworden. Der Wald, nicht dunkel, wie der Urwald in Dornbusch, wurde regelmäßiger. Junge, schlanke Stämmchen, in Reihen getheilt, kleine Kiefernchonung, überhaupt nutzbarer Wald.

Dazwischen hie und da große Warnungstafeln; nirgends die großen, schattenreichen Eichen mitten auf den Feldern, wie in Dornbusch.

Servaz wurde enge um das Herz.

Das war nicht seine Natur, — ein armes, geknechtetes Wesen, das nur zum Verdienst da war.

In tiefem Sinnen zog er fürbass. Jetzt standen sie vor einem kleinen Pförtchen; bellend erschien Troll's Ebenbild.

Sie freuten sich unsinnig mit einander, und die Bulldogge „Hexe“ nahm den Geliebten sofort mit in die Küche.

Eine Reihe kleiner Apfelbäume führte auf das Haus, welches plump und bäuerisch zwischen Düngerhaufen lag, nur an einer Seite geschmückt durch einen Küchengarten mit Bohnenlaube, in welchem allerlei Kräuter üppig duftend blühten.

Ein belebter Hühnerhof, dessen Injassen unter vielem Lärm zur Ruhe gingen, glänzende Gespanne mit wohlgenuthen Burschen darauf gaben dem Ganzen ein behagliches, fröhliches Ansehen.

In der Thür erschien ein Mädchen, offenbar angelockt durch der „Hexe“ Bellen; sie trug grünen Salat in der Schürze und eine Rose im Gürtel.

Junfer Servaz war abgestiegen und hatte das Pferd einem Jungen übergeben; verlegen näherte er sich der unerwarteten Erscheinung.

„Ich wünschte Herrn Saatwinkel zu sprechen,“ sagte er zögernd, während seine Augen mit Wohlgefallen auf der jungen Gestalt ruhten.

„Der Vater ist noch in der Wirthschaft, aber er kommt gleich heim; er hat Sie lange erwartet.“

„Woher kennen Sie mich denn?“

„Vater zeigte Sie mir, und dann, sind wir ja auch Nachbarn? Aber Sie haben bis jetzt wenig Gebrauch davon gemacht; bei Ihrem Onkel war ich oft, er liebte Kinder.“

„D, jetzt wollen wir auch gute Nachbarschaft halten; mir nahm bis jetzt die Wirthschaft alle Zeit, aber das soll anders werden.“

Sie standen vor der Thür.

„Im Zimmer ist's kühlter,“ sagte sie, „aber in der Laube luftiger. Wo wollen Sie bleiben?“

„Wo es Ihnen am besten gefällt,“ antwortete er, besorgt, sie möchte ihm entschlüpfen.

„Nun, dann draußen; mir scheint, unter freiem Himmel ist es am schönsten.“

Sie lud ihn zum Sitzen ein, wollte einen Trunk holen, aber er sagte: „Ich warte lieber, bis der Vater kommt. Hören Sie: wie geht es nur zu, daß ich Sie heute zum ersten Male sehe?“

„Sie haben wohl nicht Acht auf so ein dummes Ding gehabt. Uebrigens bin ich auch die letzten Jahre im Kloster bei den lieben Frauen gewesen. Die haben mich überhaupt erzogen. Meine Mutter starb früh, was sollte der Vater mit solch' einem Würmchen anfangen? O, ich lernte viel dort: Nähen, Stricken, Haushalten, Schreiben, Lesen. Lesen war mir immer das Liebste, aber das darf der Vater nicht hören, er sagt, daher habe ich

all die Flossen im Kopfe. Wissen Sie, was das ist? Es muß etwas Schlimmes sein!“

Servaz lachte. „Ich fürchte, ich habe auch Flossen im Kopfe; ich lese gern, aber ich schreibe noch lieber, schreibe Geschichten, Gedichte.“

Sie sah ihn groß an.

„Sie sind ein Dichter, sagt der Vater; er hält davon nicht viel, ich desto mehr.“

Sie zog ein kleines Büchlein hervor. „Sehen Sie, das ist mein Schatz, mit dem geh' ich Abends zu Bett, steh' Morgens auf. Ich fand's in Dornbusch, der Onkel schenkte es mir.“

Es waren Eichendorff's Gedichte. Er vertiefte sich lächelnd darin.

Plötzlich wurde sie roth. „Schnell geben Sie es mir zurück, der Vater kommt! Er darf's nicht sehen, er nähme es mir gleich fort.“

Hans Saatwinkel rief schon von Weitem: „Gott sei Dank, daß Sie endlich gekommen sind; ich fürchtete schon, mit unserer Freundschaft wäre es aus, und darüber würde sich Ihr Onkel im Grabe umdrehen! Nun aber, Britta, hol' vom Besten! Wo hast Du wieder Deine Gedanken, daß Du den lieben Gast trocken sitzen läßt!“

Sie war schon auf und davon und kam mit einem appetitlichen Abendbrode zurück, in dessen Mitte ein paar duftende Blumen in einem Kelchglase standen.

Hans Saatwinkel lachte. „Was sollen wir mit dem Unkraute!“ rief er, „Du denkst wohl, wenn sich Herz und Mund thut haben, muß die Nase auch was haben; aber da wäre Tabak besser.“

Servaz sah das schöne Mädchen liebevoll an, nahm eine Blume und sagte: „Unser Einer kann ohne Blumen keine Feste feiern, und dies ist für mich heute ein rechtes Fest.“

Darauf verschwand Britta wieder; Servaz sah ihr sehnsüchtig nach.

Hans Saatwinkel entwickelte nun sofort seine wirthschaftlichen Pläne, Dornbusch betreffend. Eine sehr eingehende Besichtigung der Wirthschaft folgte, bei der zuletzt ein herrlicher Mond purpurroth am Abendhimmel emporstieg.

Da war es mit Servaz' Aufmerksamkeit aus, er sah zu dem Monde auf, wie zu einem Freunde, bei dessen Anblick alte, schöne Zeiten wieder aufdämmern.

„Ich habe schon gehört, daß auf Dornbusch nicht Alles ist, wie es sein sollte,“ schloß Hans Saatwinkel.



Großmutter liest. Nach einer Original-Photographie aus dem Verlage der Artistischen Union in Berlin. — Siehe Seite 111.



„Weider!“ entgegnete Servaz zögernd, „ich scheine nicht zum Landwirth zu passen, ich möchte verpachten.“  
 „Verpachten! Schämten Sie sich, gleich die Hünne in's Korn zu werfen! Verpachten, eine verwünscht gewagte Sache für Land und Leute, fast wie Seife leihen! Entweder es geht zu gut, dann behält meist der Pächter das Gut, oder es geht schlecht, dann ist Alles ruiniert. Freilich, wenn man einen vortrefflichen Menschen hat; aber das sind weiße Raben in dieser verderbten Zeit. Wen haben Sie denn gefunden?“

„Der Verwalter Dickkopf will Dornbusch pachten. Er ist ein geschickter Mann, Dickkopf!“

„Ebenso gut könnten Sie das Geld aus dem Fenster werfen.“

„Ich nähme gern einen Anderen; aber ich bin ihm verpflichtet. Viel vom Inventar gehört ihm.“

„I, das sieht ja miserabel aus, mein Sohn. Nein, zu der Sache leih' ich meine Hand nicht. Da müssen Sie sich einen Anderen suchen.“

Eine gewaltige Predigt folgte. Mit gesenktem Kopfe ließ Servaz sie über sich ergehen. Was konnte er dagegen sagen? Alles war richtig. Wenn aber hitzige Leute dem Anderen gründlich grob gekommen sind, ergreift sie eine Art Mitleid, besonders wenn sie Recht haben. Hans lenkte ein, klopfte Servaz zuletzt auf die Schulter und sagte: „Junger Freund, nichts für ungut. Machen Sie den dummen Streich nicht; ich will sehen, was ich thun kann, um Sie aus den Klauen dieses Geiers zu retten. Leicht wird es nicht sein, und Sie müssen mir ganz freie Hand lassen. Kommen Sie nur recht oft her, damit man sich nicht wieder fremd wird.“

Servaz versprach Alles, besonders der letzte Satz gefiel ihm.

Das Pferd wurde vorgeführt. Troll mußte man mit Gewalt von seiner Gefährtin trennen.

Britta stand in der Thür und hielt sie am Halsbande.

„Die Beiden lieben sich,“ sagte sie. „Die Heze ist aus Dornbusch, der Junker konnte sich, obgleich er allen Grund hatte, nicht unglücklich fühlen, ihm war, als hätte er seine Muse wiedergefunden.“

Alles Glend versank, und vor Servaz' Augen stand glückverheißend das liebliche Mädchen mit der Rose.

## 4.

Zum ersten Male in seinem Leben hatte Hans Saatwinkel keine Ahnung von dem, was in seinem Hause vorging; selbst der schlaueste Kopf verrecknet sich.

Freilich war es ein Terrain, auf dem er wenig Erfahrung hatte. Während er in Dornbusch grausam aufräumte, Dickkopf sammt der heulenden Kinderbande hinaussetzte, Mamsell Jsegrimm entließ, die ihr Schicksal mit Würde trug, da ihr hier doch nichts mehr zu gewinnen zu sein schien, knüpfte ein rosenrothes Liebesband seine Tochter Britta an diesen unpractischen Dichter, der ihm immer mehr zum Räthsel wurde, und für den in seinem braven Gemüth etwas ganz Anderes als Hochachtung keimte. Was war ihm poetische Begabung! Davon verstand er ebenso wenig, als Servaz von der Landwirthschaft. Bummel waren sie Alle. Arbeiten, — als ob die nur eine Ahnung von dem hätten, was Arbeit ist! Dieser hirnverbrannte Jüngling hatte Pläne ausgeführt, bei deren Gedanken schon Hans Saatwinkel das Haar zu Berge stand, und blind war er, stochblind, — nicht zu sehen, wohin das führte. Seinem Pflegeohne, Tim Engelbrecht, werde er schreiben, der müsse ihm helfen, Alles in Ordnung bringen. Der wäre ein Genie, was dergleichen anbetrafe. Zeit und Geld würde es natürlich kosten, aber im Andenken an seinen alten Freund sollte, was irgend möglich, geschehen. Servaz dürfe Dornbusch sobald nicht wieder in die Hand bekommen. Tim müsse es eine Weile verwalten.

Timotheus Engelbrecht war ein wohlhabender junger Besitzer der Nachbarschaft. Auf dem Todtenbette hatte der Vater des Jünglings Hans Saatwinkel, seinem besten Freunde, den Sohn vermacht.

Die Mutter war lange todt. Tim erschien Allen wie ein Familienglied. Schon als Knabe war er eine Hülf, ein Schutz für die kleine Britta, die er über alle Maßen bewunderte. Von dem rothblonden, schmalen Gesellen mit Sommerprossen, linksch und schüchtern, ahnte damals Niemand, welch' ein kräftiger Charakter, welche practische Begabung in ihm steckte. Als Hans Saatwinkel ihm nicht ohne Bejorgniß seine großen Güter übergab, bewährte er sich auf das Glänzendste. Er leitete Alles mit der Vernunft und der Umsicht eines Fünfzigjährigen, die keiner diesem blonden Jüngling zugetraut hätte.

Von jeher war es der Wunsch der Väter gewesen, ihn mit Britta zu verheirathen; dem schien auch nichts im Wege zu stehen, sie hatten sich gern, und er nannte sie sein Bräutchen.

Da kam Servaz. Tim hatte ihn nur flüchtig gesehen, aber es gab ihm gleich einen Stich in das Herz. Liebe ist scharfsichtig.

Wie sehr war der geschaffen, Britta's Seele zu be-

schäftigen; viel mehr als er, mit seinen hausbackenen Tugenden!

Eine übergroße Bescheidenheit ließ ihn sofort den Platz räumen, dem, den er für höher hielt als sich selbst.

Servaz merkte nichts davon. Ganz versunken in seine Liebe, die ihn mehr beglückte als je eines seiner Werke, fühlte er nicht, welche edle, uneigennütige Natur er verdrängte.

Britta war so gewöhnt, daß Tim Alles that, was sie glücklich machte, daß auch sie sein Opfer als selbstverständlich annahm. Es war ein merkwürdiges Schicksal, daß der nichtsahnende Hans gerade ihn zum Retter für Servaz auserwählte. Alle edlen Naturen bekommen eine Liebe für den, dem sie helfen. So erging es Tim; er verstand Britta.

Manches Mal zwar hatte er für Hans Saatwinkel ein warnendes Wort auf der Lippe, aber er drängte es zurück, weil er für Britta fürchtete, die Zerstörung dieses Glückes würde die Zerstörung ihres Lebens sein. Selig wandelten die Liebenden im Gärtchen unter Lavendel und Basiliken; ihnen schien's der herrlichste Rosengarten. Servaz wurde sogar thätig, half beim Kirschenspülen, schnitt Blumen ab zu den Sträußchen, die Barbara, die alte Magd, zum Markte brachte.

War der Tag verfloßen, brachte er Bücher, eröffnete ihr eine Wunderwelt, die sie im Kloster geahnt, aber nie betreten. All' die schönen Lieder waren für sie gesungen, ab und zu eins von Servaz darunter. Er hatte die Sprache wiedergefunden, und die Natur schien dem Dichter wieder hold, seitdem er sie nicht mehr auf den Erwerb hin ansah.

Sie suchten die blaue Blume und fanden sie.

Keinen Augenblick kam ihm der Gedanke, daß er Unrecht thue, daß er sein Leben nicht genießen dürfe, während Andere sich abplagten, sein Schiff zu retten, welches er selbst in die tosende Brandung getrieben, eine Menge lebender Creaturen darauf, die von ihm abhängen; daß es sündlich und frevelhaft sei, ein gesichertes Dasein, wie Britta's, an sein gefährdetes zu fetten.

Er sah nichts, er hörte nichts als sie. Strahlenden Auges sah die Geliebte vor ihm, sog ihm die Worte von den Lippen, heiße Liebesworte.

Mochte Tim dabei sein oder nicht, ihnen galt Alles gleich, sie waren auf der Insel der Seligen, im Mond, überall, nur nicht auf der Erde. Nicht als ob sie die Menschen nicht liebten, im Gegentheil, auch für Tim hatten sie eine große Freundschaft, für den guten, stillen Jüngling mit den treuen, wasserblauen Augen.

Meist war er übrigens drüben in Dornbusch. Er hatte eine große Hypothek darauf genommen, trotz Hans Saatwinkel's Warnung. Darum ging auch Alles vorwärts, bald würde die Sache in eine Art Ordnung kommen.

Nun kehrte Hans sein Gesicht wieder heimwärts. Er wußte, Tim hatte seine Wirthschaft behütet, sein Auge war ebenso gut als das seinige. An Britta dachte er nicht; deren Schicksal war ja fertig und geordnet, gerade wie seine Gutswirthschaft.

Stolz führte er Servaz in Dornbusch einher.

„Jetzt könnte Alles glatt gehen,“ sagte er, „aber ich traue Ihnen nicht, ich gebe Ihnen für den Anfang noch ein paar Stützen, eine weibliche und eine männliche, beides braucht solche Wirthschaft. Freilich nur auf ein paar Wochen. Hier meinen Sohn Tim und meine Tochter Britta. Natürlich müßt Ihr erst Hochzeit machen, Tim. Das wird sich rasch machen lassen, und ihr werdet nicht böß darüber sein. Britta's Ausstattung steht in Kisten und Kisten fertig da.“

Servaz erschrak. Tim wurde schneebleich.

„Ich fürchte, ich bin noch nicht so weit mit ihr,“ stotterte er. „Sie liebt mich nicht, noch nicht.“

„Ach was! Das kommt nach der Hochzeit. Mit ihrer seligen Mutter war's gerade so. Als sie erst sah, daß ich ein braver Kerl war, der es gut mit ihr meinte, hat sie mich liebgewonnen.“

„Wir wollen ihr Zeit lassen,“ bat Tim, „ich werde für's Erste genug hier sein, von meinem Gute, das nur zehn Minuten entfernt ist, kann ich jeden Augenblick herkommen. Später soll meine alte Urjula die Mägde anlernen.“

Servaz hatte in diesem Augenblicke nicht den Muth zu reden, erst wollte er handeln. Er ging wirklich an die Arbeit, sah Wirthschaftsbücher nach, bis ihm der Kopf schwindelte, ihm fehlte der Sinn für Zahlen. Immer wieder ertappte er seine Phantasie auf Irrwegen, auf Plänen wie La Fontaine's Milchmädchen. Nie konnte er Einnahme und Ausgabe in das rechte Gleichgewicht bringen.

Er lag oft im Fenster Abends, sah hinunter nach Saatwinkel; seine Gedanken waren bei der Geliebten. Welch' ein herrliches Leben hier, wenn er es erst mit ihr theilen konnte! Wie stolz würde er sein, für sie etwas zu leisten. Wäre ihm nur diese leidige Arbeit erst geläufig.

Das böße Geld! Er wünschte es zum Ruck und

brauchte es doch an allen Ecken. Erst hier hatte er gelernt, welch' ein Dämon darin steckt.

Wie es gleich dem Irrlicht verlockt unter allerlei Gestalten, meist den liebsten; nur an die lieben Menschen kann es nicht heran. Tim war sein bester Trost. „Du wirst uns nie solch' ein Leid anthun, Du wirst uns helfen,“ sagte er, „denn Du weißt am besten, daß wir zu einander gehören und nie von einander lassen können.“

Du bist viel vernünftiger, viel verständiger, viel besser, aber sie liebt mich. Liebe ist nicht verständig. Was kümmern sie Abgründe, sie geht ihren schwindelnden Weg, sie kann leiden unter tausend Gestalten, ohne zu sterben, oder zu vergehen.“

Tim wußte das. Er wußte auch, daß trotz allem Anschein dagegen, Servaz Britta's Liebe werth war. Er gehörte nur nicht hierher, dieser Minnesänger, dieser Verbannte aus dem Lande der blauen Blume. Mehrere Wochen ging Servaz nicht nach Saatwinkel.

Einmal hatte er Britta im Walde am Bache gesprochen, ihr Alles erklärt.

Sie selbst warnte vor dem Vater. Er sei so zornig, er wolle durchaus, sie solle Tim heirathen, und sie wage nicht zu gestehen, weshalb sie es nicht könne. Er solle nur Geduld haben, nie, nie würde sie von ihm lassen.

Der Herbst kam. Die Ernte war gut gewesen. Tim saß nach der Tagesarbeit neben Servaz. Es brannte Feuer im Kamin, und Troll dehnte sich davor, ab und zu aufstehend, weil die göttliche Gluth ihm den Pelz versengte.

Tim war Servaz' echter Freund geworden. So viel besser er auch auf Erden Bescheid wußte, in gewisser höheren Regionen fühlte er Servaz über sich, dadurch glichen sie sich gegenseitig aus. Er hoffte ihm Dornbusch zu retten, aber Servaz war todtmüde, seelenmüde und körpermüde.

„So geht es nicht länger,“ sagte er, „ich halt' es nicht aus, ich muß Britta sehen, ich muß diesem unerträglichen Zustande ein Ende machen, Tim, mir fehlen alle Deine guten Eigenschaften: Geduld, Sanftmuth, was Ihr Fleiß nennt, Beharrlichkeit, und wie Ihr all' das Zeug heißt, aber ich muß Britta haben.“

„Du wirst Alles verderben, Servaz. Warte doch nur, bis das Gut etwas sicherer steht.“

„Du wirst uns weiter helfen, Tim.“

„Ich kann es jezt besser, als wenn Du Dich mit Hans entzweist.“

„Der Vater kann sie mir nicht vorenthalten, er wird sich dann noch mehr für Dornbusch interessieren.“

„Da kennst Du ihn schlecht, Servaz. Sobald Du ihm sagen kannst, ich kann für die Zukunft Deiner Tochter sorgen, geh' zu ihm, nicht früher. Ich liebe Britta und könnte leicht den Vortheil von Deiner Ueberstürzung haben, daß Du sie verlorst, aber ich will Euer Unglück nicht. Ich bin nun einmal für kein großes Glück geboren. Ich werde immer nur der Nutznießer, nie der Kapitalist sein. Es muß auch solche Menschen geben.“

„O, Tim, sie sind die Besten, ich werde Dir folgen; wie ich Dich liebe, — wir werden Dir unser Lebenlang dankbar sein!“

„Du brauchst nur Geduld, Servaz; ich brauche ganz etwas Anderes.“

„Ja, Du bist stark, und ich bin schwach, aber ich werde Dir naheisern, Tim.“

## 5.

Er hatte die besten Absichten, aber als die langen Winterabende kamen und Tim nicht mehr so oft als Schutzgeist an seiner Seite war, hatte er manches Mal schon die Thür in der Hand, um hinüberzugehen.

„Ich will sie ja nur sehen,“ sagte er, „ein einzig Mal ihre liebe Gestalt erblicken.“ Ein paar Mal hatte er das Pferd wieder abbestellt, oder war nach der entgegengesetzten Seite geritten, heute ritt er auf Saatwinkel zu.

Hans hatte sich ja schon gewundert, daß er nicht kam. Die Ernte war vortrefflich gewesen. Dornbusch ging vorwärts. Freilich immer noch ein Wirrsal gegenüber seinen Ansichten von Ordnung und das Geld, welches geholfen hatte, gehörte Tim. Nun, soviel Zinsen als die Wucherer nahm er nicht. Immer war's ein hübsches Sämmchen.

„Wenigstens ist er auf gutem Wege,“ schloß er seine Betrachtung über Dornbusch, „und ich bin nicht wenig stolz, ihn darauf gebracht zu haben.“

Servaz ritt mit Troll vergnüglich in den Vorfrühling hinein. Hoch in den Lüften kreiste ein Habicht, der den Flug nach Dornbusch nahm. Der Schurke dachte er, holt sich sicher wieder eine meiner besten Hennen, aber was kann man dabei thun? Es ist schrecklich, wenn man ewig auf seinen Schätzen sitzen muß, wie ein Drache, und mir würde selbst das nicht helfen, denn ich bin nun einmal kein Drache. Hasen und Rehe huschten durch den Wald. Er war kein Jäger, sie hatten keine Furcht vor ihm; nie schlich er mit der Flinte umher.



„Ich würde sie doch nicht treffen,“ dachte er, „und es ist mir ganz lieb, daß ich es nicht kann.“

Troll war längst verschwunden, eh' er am Thore war. Er hatte die Scheidung überhaupt nicht so ernst genommen, war in mancher Mondnacht drüben gewesen, hatte auch manches Zwiegespräch mit der Heze gehabt, wenn sie mit Britta durch den Wald wandelte.

So kam's, daß diese Servaz beim Anblick Troll's nicht erwartete.

Das Pferd hatte der Burche gleich in den Stall geführt. Der Junker ging der Bohnenlaube zu, dort saß sie meist. Die Bohnen trieben noch keine Blättchen, aber die Sonne schien heiß durch die Latten, und überall in der Erde hob sich's und keimte.

Britta war auch darin; er sah sie mit dem rothen Büchlein, das sie immer bei sich führte, neben ihr lag das Gemüse, welches sie augenscheinlich zum Abendbrod puzen sollte.

Er schlich ganz dicht heran, sie blickte erschreckt, wie aus einem Traume aufgeschreckt, zu ihm empor. Zwei große Tropfen standen in ihren Augen.

„Ich glaubte, Du hättest mich vergessen!“ sagte sie.

„Nein,“ antwortete er, „das glaubtest Du nicht.“

„Oder ich fürchtete es,“ ergänzte sie zögernd.

„So kleinmüthig! Ich kam gerade, um der Sache ein Ende zu machen. Dein Vater muß wissen, wie es steht, es ist ein Unrecht, ihn im Dunkeln zu lassen. Weshalb sollt' er Dich mir nicht geben? Ist mein Gut nicht in Ordnung? Hab' ich nicht Deine Liebe voraus vor Tim?“

„Er traut Dir nicht.“

„Ich trau' mir in vieler Hinsicht auch nicht, in der Liebe zu Dir gewiß; die wird mir für Alles Kraft geben, selbst für das langweiligste Geschäft, denn wärst Du nicht, ich hätte ihnen den ganzen Bettel vor die Füße geworfen und wäre fortgezogen, wer weiß, wie weit.“

„Da kommt der Vater!“ rief sie, erschreckt aufstehend. „Sag ihm lieber nichts; warte. Tim wäre der Beste, um ihn vorzubereiten, er hat solch' eine kluge, ruhige Art mit ihm.“

Hans war erstaunt und durchaus nicht zufrieden, die Beiden zusammen zu finden.

„Mich wundert, daß Sie zu Hause abkommen konnten, es ist jetzt so viel auf den Feldern zu thun. Britta, Du thätest auch besser, nach dem Abendbrod zu gehen, als unnützes Zeug zu schwätzen.“ Dann fuhr er fort: „Wie weit sind Sie drüben mit der Arbeit? Wie steht's mit der Winterung? Was und wieviel werden Sie säen?“

Auf diese verhänglichen Fragen wußte Servaz nicht zu antworten.

„Tim schrieb Alles auf, es steht im Buch,“ bemerkte er entschuldigend. „Morgen kann ich Ihnen Alles sagen.“

„Morgen! Heut' ist der Tag. Kennen Sie nicht den Spruch: morgen, morgen, nur nicht heute? Gleich muß man wissen, woran man ist.“

„Das dacht' ich auch, Herr Saatwinkel, freilich an meine Acker dacht' ich dabei nicht. Ich habe eine große Bitte an Sie auf dem Herzen, Sie haben mich immer mit väterlicher Güte behandelt. Lassen Sie mich Ihr Sohn werden, — ich liebe Britta.“

Hans Saatwinkel war erst sprachlos, dann donnerte er los.

„Kreuzhimmelndonnerwetter! Was ist das für Unsin! Wissen Sie denn nicht, daß das Mädchen mit Tim verlobt ist?“

„Verlobt? Sie liebt ihn nicht!“

„Ach was! Solch' ein dummes Ding weiß viel, was es will, und ist es verliebt, geht die Tollheit erst recht los. Sie ist verlobt, sag' ich; verlobt mit einem Ehrenmann, und wissen Sie, was Sie sind? Sie, der, während ich für Sie arbeite, meines Kindes Herz stehlen? —“ Servaz war kreidebleich geworden, er fühlte, daß Hans Recht hatte.

„Vater!“ rief Britta außer sich; sie war, nichts Gutes ahnend, stehen geblieben. „Wenn es ein Unrecht ist, ich that es mit. Wenn Du ihn straffst, straffst Du mich mit.“

„Das will ich auch; geh' mir aus den Augen. Ein Bettler! ein Tagedieb! Vergessen Sie, daß der größte Theil Ihres Gutes Tim gehört? Freilich, Schulden rechnen Sie nicht. Mein Kind in diese liebliche Wirtschaft, — niemals!“

Britta hatte schluchzend des Geliebten Hand gefaßt.

„Ich lasse nicht von Dir,“ stammelte sie, „der Vater soll es einmal versuchen, uns zu trennen. Ist es ein Unrecht, arm zu sein? Er wußte es nicht, daß es so stand, Vater, gewiß nicht, er hat nicht den berechnenden Verstand, wie Du oder Tim, deshalb lieb' ich ihn gerade, gieb ihn mir, Vater!“

„Nein,“ sagte jetzt Servaz, die theure Hand küßend. „Er soll Dich mir erst geben, wenn ich gezeigt habe, daß ich etwas werth bin. Sie haben sehr hart an mir gehandelt, aber ich schweige, denn eins ist wahr, den größten Reichtum, den Sie haben, Ihres Kindes

Herz habe ich gestohlen. Es ist mein; es bleibt mein, Sie werden uns nie wieder scheiden.“

Hans Saatwinkel riß Britta an sich.

„Das wollen wir doch sehen!“ rief er zornig. „Gincin mit Dir! Der Weg hieher, Servaz, ist Ihnen für immer verschlossen. Gott sei's geklagt, ich wollte Ihnen Gutes thun wegen Ihres Onkels, und Sie haben es mit Bösem vergolten.“

Servaz ließ des Mädchens Hand los, das Pferd wurde vorgeführt, es bäumte sich, weil er es zum ersten Male hart schlug und raste mit ihm von dannen.

6.

In der Bohnenlaube saß Tim, umsonst bemüht, Britta zu trösten. Welch' ein schlimmes Amt für ihn. Immer von Neuem stießen ihre Thränen. Am Morgen hatte ihn Hans vorgenommen, das war auch nicht erheitend. Er wäre doch sonst kein solcher Waschlappen; da er sie liebte, wär's eine wahre Schande, wenn er das unvernünftige Ding nicht zur Vernunft brächte; heirathen solle er sie freischweg, das wäre das Beste. Ob er es vielleicht für ein Glück hielte, Herrin auf Dornbusch zu sein, Servaz neben sich als Stütze. Das solle sie sich nur aus dem Kopfe schlagen, das gäbe er nie zu.

Tim versicherte umsonst, es sei unmöglich; er wolle ja Servaz immer mit seinem Rathe zur Seite stehen.

Hans wollte nichts hören. Servaz möge jetzt je eher, je lieber zu Grunde gehen, er hätt's verdient, und wenn Tim auf den Verkehr mit ihnen hielte, dürfe er sich nicht in Dornbusch sehen lassen.

Der Sommer ging darüber hin; der Herbst setzte ein mit trübem Regentagen, nicht mit der erfrischenden blauen Luft, die ihn zum stärkenden Uebergang für die Winterkälte macht.

Tim hörte nur durch Andere von Servaz. Keine guten Nachrichten, er konnte nicht streiten, wenn Hans sagte: „er geht wieder seinen alten Gang, da siehst Du, wer er ist. Jedem glaubt er und den Scheinheiligsten am meisten, er ist schon wieder in der Hand von lauter Betrügern.“

Er hielt nicht hinter dem Berge mit diesen Nachrichten und theilte sie Britta nicht ohne Schadenfreude mit.

„Wär' ich nur bei ihm!“ jammerte sie, „es sollte anders werden, er ist zu gut, er traut keinem Menschen etwas Böses zu.“

Draußen regnete es in Strömen. Sie saß am Schreibpulte der Mutter, denn die Mutter hatte wie sie eine Liebe für geistige Arbeit; man sagte, sie paßte schlecht zu Hans. Ganze Hefte gab es, in denen Stellen ihrer Lieblingsdichter standen. Britta hatte sie verbrennen sollen, sie rettete sie heimlich. Der Vater sagte, als er sie ihr einhändigte: „Ich will froh sein, wenn das Zeug fort ist, es hat Klummer genug gemacht.“

Sie zog eben eins hervor. Es waren Stellen über die Liebe; wie schön das Klang, wie wahr. Die Mutter mußte gut damit Bescheid wissen.

Es gab aber noch einen größeren Schatz, den Barbara für sie gerettet. Sie hatte es unter der Todten Kopfkissen gefunden, es sollte mit ihr begraben werden, aber die treue Dienerin dachte, das arme Ding! Nie wird es etwas von der Mutter wissen, ich heb's ihr auf. Lesen konnte sie nicht, sonst hätte sie es vielleicht der Tochter doch nicht aufbewahrt. Als Britta aus dem Kloster kam, gab sie ihr das Päckchen Briefe.

Britta sagte dem Vater nichts davon, sie hatte eine Scheu vor diesem Vermächtniß, und dann liebte er nichts Geschriebenes als seine Rechenbücher; er hielt die viele Tinte und Druckerchwärze, die sich jetzt über die Welt verbreitete, für ein Werk des Satans.

Britta hatte die gelben Blätter schon oft in der Hand gehabt.

Eins zog sie jetzt hervor, und ihre Thränen fielen unaufhaltsam darauf, es mußten auch wohl sonst schon welche darauf gefallen sein, das Blättchen zeigte Spuren. Es stand darin:

„Geliebter —“

„Noch ein Mal, zum letzten Male darf ich Dich so nennen. Du weißt, ich bin nicht Schuld. Mein Vater trennt uns, aus Sorge, aus Liebe für mich, sein einziges Kind, aus Sorge um mein Glück! Als ob es ohne Dich noch ein Glück gäbe! Mit Dir stirbt es für mich. Ich sagte es dem braven Manne, der trotzdem um mich wirbt, nie werd' ich einen Anderen lieben, wie ich Dich geliebt.“

Dann zog sie ein goldenes Blättchen hervor, die Hochzeits-Anzeige Hans Saatwinkel's mit ihrer Mutter; am Rande bemerkt: „Er war in der Kirche, Gott verzeih' mir's, ich dachte an ihn.“

Was mochte dazwischen liegen? Weshalb hatte sie sich doch entschlossen? Konnte man, das Herz voller Liebe für einen Anderen, solchen Schritt thun? Sie, — nie, nie!

Kurz war die Ehe gewesen, nach ein paar Jahren legte man die schöne Mutter in das Grab.

Es ging die Sage, daß immer frische Blumen darauf gelegen, und sie hörte den Vater über die Frechheit schelten. Niemand habe dort etwas zu suchen als er allein.

Er ging aber nie hin, Barbara dagegen oft mit dem Kinde, Britta erinnerte sich jetzt. Barbara hatte manches Mal dort einen Mann getroffen, einen Geigenspieler. Einmal hatte er ihr etwas gespielt, weil sie so sehr bat. Wie schön das war.

Dann fiel ihr ein, wie der Mann zerlumpt, verkommen, offenbar betrunken an ihrer Thür gebettelt und Barbara ihn erschreckt fortgewiesen.

Man fand ihn nachher todt auf dem Grabe ihrer Mutter, er war bei einer Schlägerei im Dorfe verwundet worden, wo er zu einer Kirneth aufspielte. Sie besann sich auf den Tag, sie war noch ein Kind, ein neugieriges Kind, der Vater hatte sie unsanft weggestoßen aus der Menge, die den Ort umstand. Er hatte dem Unglücklichen auch keinen Platz gegönnt auf dem Kirchhofe, hatte es durchgesehen, daß er außer der Mauer eingescharrt wurde, wie ein räudiger Hund.

Noch ein Blatt zog sie hervor, kein Brief, ein Zettel, den sie offenbar nur für sich geschrieben:

„Ich wollte eine gute Frau sein! Als ob ich das könnte, mein Herz ist anderswo. Meine Gedanken suchen ihn auf dem traurigen Pfade abwärts, den er geht, ich Sorge um ihn, nicht um mein Kind, meinen Mann, — oh, ich that Unrecht, nun sind wir Alle unglücklich. Vielleicht hätte ich ihn retten können, nun geht er zu Grunde.“

„Er geht zu Grunde!“ wiederholte Britta. „Mutter, ich könnte nicht thun, was Du gethan!“

Heut' Abend, als sie mit dem Vater beim Feuer saß, — der Sturm umsauste das Haus, — sagte sie ihm noch einmal, daß sie von Servaz nie lassen würde. „Wenn er kein Schuft ist, läßt er von Dir,“ entgegnete er hart.

„Vater!“ rief sie, „bring' mich nicht auf's Neueste, ich bin nicht wie die Mutter, ich bin Dein echtes Kind. Du weißt, was ich für Recht halte, das thue ich.“

„Bis jetzt gehörst Du mir, und ich habe Gewalt über Dich.“

„Nein, Du nicht!“ rief sie, „Servaz hat eine Gewalt, die größer ist als jede Andere, die Gewalt der Liebe.“

„Er soll nur kommen, ich werd' ihm schon beweisen, wer die größere hat!“

„Er wird nicht kommen, Vater.“

„Desto besser, unterdessen heirathest Du Tim und wirst eine brave Frau, wie Deine Mutter.“

„Meine Mutter, meine arme Mutter!“

Er stand auf. „Ich weiß nicht, weshalb sie zu beklagen war, außer daß sie früh fort gemußt! Das aber steht in Gottes Hand.“

„Es giebt größeres Unglück als den Tod, Vater.“

„Ja, ein ungehorsames Kind, wie Du eins bist. Gieb es auf, mich änderst Du nicht mehr.“

Sie ging auf ihr Zimmer, es war spät. Alles außer ihnen zu Bett, für Hans sogar ungewöhnlich spät. Er hatte heiß gearbeitet; ein tiefer, bleierner Schlaf umfing ihn bald. Wie im Traume hörte er die Heze knurren und die Pforte öffnen und schließen.

Britta stand in ihrem Zimmerchen; sie packte ein Bündel Sachen zusammen. Die Briefe der Mutter ließ sie offen auf dem Tische, die Heze war von ihrem Schlafplatze an der Thür unruhig aufgestanden und begriff die Sache nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

## Sinnsprüche.

Von Julius Großke.

Man kann Städte mit einander vergleichen, aber Gegenden niemals. Der Frühling in einem armen Thale, auf einer öden Heide ist so reizend und belebend, wie in der reichsten Au. Mit den Menschen ist es ebenso. Talente kann man mit einander vergleichen, denn sie zählen nach ihren Werken, Menschen dagegen niemals. An der unbedeutendsten Natur ist die Liebe so zaubermächtig, so verklärend und heiligend, wie an der bedeutendsten. In der Liebe werden sie ebenbürtig, wie die Länder im Frühling.

Alle Lebensalter haben eine verschiedene Stimmung; deshalb verstehen wir unsere Kinder, weil sie uns jene Stimmung zurückrufen, verstehen jedoch unsere Väter erst, wenn wir in dieselben Jahre kommen. Die Mütter aber verstehen wir von Jugend auf, denn sie sind in der Natur stehen geblieben.

Die Jugend ist ein Zauberland, in dem man immer ferne Musik hört, — nämlich die Melodie unserer Zukunft. Wer genau lauscht, könnte sein eigener Prophet werden.





Schloß Schwöbber, der Stammsitz derer von Münchhausen.  
Von Vincent St. Verche.

Nachdruck verboten.

### Wie ich Münchhausen fand!

Von Vincent St. Verche.

Siehe die Abbildungen auf Seite 108 und 109 und das Portrait Münchhausens, Seite 112.

Wie ich Münchhausen eigentlich entdeckte? Sie wissen, theure Gnädige, daß Stanley ein Buch geschrieben „How I found Livingstone“; — ich will wenigstens ein Feuilleton schreiben, wie ich Münchhausen fand.

Dem Münchhausen ist kein Phantom, kein Ideal-Typus eines genialen Aufschneiders, wie so Manche annehmen, die seine weltbekanntesten Geschichten kennen. Münchhausen hat wirklich existirt, hundert Jahre kaum sind es her; Nachrichten über ihn und sein Leben habe ich erhalten bei noch lebenden Verwandten von ihm, — authentisch genug, denn sie sind aus der Familien-Chronik geschöpft, und es haftet an diesen trockenen Aufzeichnungen nichts von dem phantastischen Geiste, von dem der berühmte Träger des Namens besetzt war.

Schon als Kind hatten mich Münchhausen und seine erstaunlichen Erlebnisse zu Lande und zur See mächtig interessiert, — kein Wunder also, daß es dem Maler nahe lag, den Münchhausen zu malen, wie er, im Kreise seiner Freunde, bei fröhlicher Tafel seine Abenteuer erzählte.

Münchhausen war aber damals für mich noch die Schöpfung einer fähigen Dichter-Phantasie. Ich wußte wohl, daß sich im Hannöverschen eine weitverzweigte Familie dieses Namens seit alten Zeiten befand, aber ich dachte, es wäre nur rein aus Zufall für den Erzähler dieser Name gewählt worden.

Ich malte also Münchhausen, wie ich ihn mir dachte: den eleganten Militär und Diplomaten, wie er, im eleganten Hofkostüm vor einer Tischgesellschaft ebenso eleganter Genossen in einem reichen Rococo-Saal seine Erlebnisse mittheilte.

Aber es war nicht unser Münchhausen, behauptete die Kritik, nicht der gewaltige Jäger vor dem Herrn, als den sich ihn das große Publicum vorstellte, und das Bild wanderte nach verschiedenen Ausstellungs-Tourneen nach dem hohen Norden, wo es an der Wand eines nicht so scrupulös denkenden Mäcens über ein verfehltes Tafeln nachdenken kann. Ich aber

gab mich damit nicht zufrieden und wollte gerade daran gehen, einen neuen Münchhausen zu malen, wo der Jäger mehr hervorlugt, als der Diplomat, — da kam ich unverhofft auf die richtige Spur.

Es war in Hameln, wo ich rein zufällig die Bekanntschaft seines Urgroßneffen machte, des jetzigen Besitzers von Schloß Schwöbber, das versteckt in einem Seitenthale der Weiser liegt und, was das Neugierige anbelangt, unberührt da steht seit den Tagen seines Erbauers, des Obersten Hilmar von Münchhausen, der es in den siebziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts fest und solide aufzuführen ließ. Es ist viel Raum darin, denn der Oberst war ein gewaltiger Kriegsherr und ein immer fertiger Parteiläufer mit seinen dreihundert Landsknechten, die er in Schwöbber bei sich hatte, und deshalb gestattete ihm der Kaiser beim Bauen des Schlosses auch nur einen trockenen Graben. Aber einen großen Teich grub er sich doch an der einen Seite, darin spiegelt sich noch immer der eine Schloßflügel, und darin schwimmen die festesten Karpfen, von denen die Zubelgräse vielleicht noch vom gewaltigen Hilmar selbst hineingelegt worden sind. Denn Karpfen werden bekanntermaßen sehr alt, und man erzählt sich in Versailles von einzelnen bemooften Häuptern dieses Geschlechtes, die von Ludwig dem Bierzehnten, als er noch Kind war, gefüttert worden sind.

Das Schloß selbst besteht aus einem zweistöckigen Hauptgebäude mit zwei Flügeln, die inneren Ecken des Schloßhofes werden von zwei Thürmen flankirt, worin die steinernen Wendeltreppen, die einzigen, die in die oberen Stockwerke führen. Die Giebel, sowie die Erker, sind in grauem Sandstein verziert, in demselben Stile deutscher Renaissance, wie fast alle alten Schlösser in dieser Gegend, so z. B. die mehr bekannte Hämelschenburg beim Ausflusse der Emmer in die Weiser.

Schwöbber liegt versteckt in einem Seitenthale, das durchflossen ist von der kleinen, aber forellenreichen Bower; um so überraschter ist man beim Anblick des alterthümlichen Schlosses mit dem großen Schloßhofe zwischen den Flügeln, mit dem breiten Teiche davor und dem wundervollen Park dahinter.

Und hierher führte mich der Urgroßneffe, und in liebenswürdigster Weise gab er mir die Erlaubniß, die umfassendsten Studien für mein Bild zu machen. Denn hier im Rittersaale, der groß genug, aber um so einfacher in der Architektur ist, — nur ein ungeheurer, reich verzierter Kamin mit dem v. Münchhausen'schen und v. Reden'schen Wappen (die Frau des Erbauers war eine v. Reden) macht eine Ausnahme, — hier im Rittersaale fanden beim damaligen Besitzer, dem Vetter des berühmten Aufschneiders, die großen Jagdessen statt, und hier hat er so manche von seinen übermüthigen Schnurren zum Besten gegeben, wenn er von Bodenwerder, seinem eigenen Besitzthum, zum Jagen und Pöculiren herüber kam; und im Rittersaale und im Schlosse sonst herum hängen die Porträts seiner Jagdgenossen und Jagdclumpen, die Herren von Beer, von Reden, von Beren, von Lenthe, von Lichtenstein, und wie sie alle hießen, Herren in rothen Röcken, mit rothen Gesichtern und mächtigem Haarbeutel.

Von seinem Besitzthum in Bodenwerder ist nichts mehr übrig. In dem Hause ist eine Lohgerberei eingerichtet, und da war er auch nicht lustig, wenigstens nicht in den letzten Jahren seines Lebens.

Von der großen und weitverzweigten, seit Alters her im

Hannöverschen angeesehenen Familie Münchhausen giebt es zwei Linien: die schwarze und die weiße. Der Erster gehört unser Held an: Hieronymus Carl Friedrich, Freiherr von Münchhausen, geboren auf dem Familiensitze Bodenwerder am 11. März 1720, gestorben daselbst am 22. Februar 1797.

Sein Vater war Georg Otto, geboren 1682, gestorben 21. September 1724 als Oberstlieutenant in hannöverschen Diensten, und seine Mutter Sabille Wilhelmine von Reden-Gastelbed, gestorben 20. April 1741.

Von seiner Kindheit ist uns nichts erhalten, wir erfahren nur, daß er in den Dienst des Erbprinzen Anton Ulrich von Braunschweig kam. Als derselbe von der Kaiserin Elisabeth von Rußland zum Inhaber eines Kürassier-Regiments ernannt wurde, setzte er in dieses Regiment Münchhausen als Cornet, und schenkte ihm dazu drei schöne Pferde mit Schabracken und Pistolen (diese Pistolen, kleine, mit Silber eingelegte Terzerole, die Münchhausen während seiner ganzen Dienstzeit geführt hat, befinden sich jetzt im Schlosse zu Schwöbber) nebst der Montur. Das elegant auf Pergament gedruckte, mit großem kaiserlichen Siegel versehene Patent ist vom 11. December 1739. Schon im folgenden Jahre ernannte ihn der Erbprinz mit Uebergehung von zwölf Cornets zum Lieutenant in der Leib-Kompagnie, was er seiner Mutter von Riga aus meldete in einem Briefe, der mit folgenden Worten schließt: „Ich befinde mich hier sehr wohl, es geschieht mir von den Herren Edel-leuten und den dames viel obligeance.“

Am 2. Februar 1744 ward er zu Bernial in Pevland mit Jacobine von Duntzen vermählt. Untern 2. November 1750 erhielt er den erbetenen einjährigen Urlaub, und am 24. Januar 1752 auf gleiche Zeit Verlängerung, weil seine Anwesenheit in Hannover durch die Vermögens-Auseinandersetzung mit den Geschwistern nöthig war, die denn auch wirklich gelang. Ueber seinen Abschied findet sich nichts vor; nach dem zweijährigen Urlaub scheint er jedoch, wenn auch nicht dauernd, nach Rußland zurückgekehrt zu sein, denn es finden sich im Archive aus allen Jahren Schriftstücke von ihm, die in Bodenwerder ausgestellt wurden.

Er that manches zur Verbesserung des Gutes, und lebte dort in ländlicher Stille, nur spärlichen Umgang mit Verwandten und Nachbarn pflegend; seine einzige, aber leidenschaftliche Freude fand er in der Jagd mit den dazu gehörigen Hunden und Pferden, deren Vollkommenheiten und Tugenden er gern, wie wir ja zur Genüge wissen, anzupreisen pflegte. Sein Jäger, der auch mehrfach in den Geschichten vorkommt, hieß Kösemeyer und muß ein gelungener Kerl gewesen sein, der mehrfache Streiche mit Bauern und Wilddieben, wie auch der hohen Obrigkeit auszufechten hatte.

Mit seiner Frau lebte Münchhausen in kinderloser, aber sehr glücklicher sechsundvierzigjähriger Ehe, bis zu ihrem 1790 erfolgten Tode. Von da ab beginnt sein letzter, recht trauriger Lebensabschnitt, auch sehr getrübt durch das Erscheinen seiner „Geschichten“, worüber er sich namenlos geärgert hat. Dazu kam außerdem, daß Münchhausen im fünfundsiebzigsten Lebensjahre leichtsinniger Weise eine neue Ehe eingegangen war mit einer herzlosen Kokette, der Tochter eines alten Kriegslameraden, die den alten Herrn in der abgefeimtesten Weise zu lapern wußte, um ihn nachher, nachdem sie ihn in jeglicher Weise betrogen, schmählich zu verlassen und mit einem Anderen auf und davon zu gehen. Müde und gebrochen starb Münchhausen in seinem Hause zu Bodenwerder am 22. März 1797, aber sein Humor hat ihn, trotz aller Widerwärtigkeiten, bis zuletzt nicht verlassen, denn, als wenige Tage vor seinem Tode die Haushälterin beim Zubeden des Bettes gesehen hatte, daß ihm an dem einen Fuße zwei Zehen fehlten, und ausrief: „ach, was ist denn das?“ hat er ruhig erwidert: „die hat mir ein Eisbär auf der Jagd abgebissen.“

Sein im Besitze eines Nachkommen in Berlin befindliches Portrait zeigt ihn in der russischen Kürassier-Uniform als eine kräftige, unterleyte Natur. Er war ein durchaus reeller, ehrenhafter und wahrheitsliebender Mann; sein improvisatorisches Talent wußte aber aus den gewöhnlichsten Jagd-, Kriegs- und Reise-Ereignissen mit schlagendem Witz die Phantastikbilder zu schaffen, und wenn er im Laufe der Erzählungen erst warm geworden war, dann verstand er es, besonders Kriegs- und Jagdkämpfe, gegen Türken, Wölfe und Bären mit Gestikulationen so lebhaft vorzuführen, daß die Herren wirklich die Sache zu sehen wählten. Er war aber mit seinem Talent ebenso wenig zudringlich, als durch Wiederholungen langweilig. Meisterhaft verstand er es, wenn bei der Tafelrunde die Webrigen, von genossener Jagdfreude und reichlichen Libationen erglühend, sich in dem immer noch glaublich klingenden, blödsinnigsten Jäger-Latein überboten, seine reizenden Erfindungen als Trunpf darauf zu setzen, um so das letzte Wort zu behalten und den geistlosen Aufschneidereien der Anderen ein Ziel zu setzen, denn ihn konnte Niemand überbieten.

Einer biographischen Skizze, die, nach Inhalt, Schrift und Papier zu urtheilen, aus der Zeit seines Ablebens herrühren wird, ist folgender Satz entnommen:

„Fast nur im vertrautesten Kreise von Freunden und Bekannten war er zum Erzählen zu bringen, gewöhnlich nur nach der Tafel, nachdem sein kolossaler Weerzhaumkopf mit kurzem Rohre in Rauch gelegt war und ein dampfendes Glas Punsch neben ihm stand. King das Gespräch an, lebhaft zu werden, so wirbelten auch die Wollen aus seiner Pfeife immer höher empor; seine Arme wurden immer unruhiger; die kleine Stuhlperrücke (muß doch ganz respectabel gewesen sein, denn eine noch vorhandene Rechnung zeigt, daß sie in Hannover fünf Thaler kostete), fing an, durch die Hände an dem Kopfe herum zu tanzen, das Gesicht ward lebhafter und röther, und der sonst wahrhafte Mann wußte dann bei seiner lebhaften Imagination Alles so bildlich auszumalen, daß es den Zuhörern schließlich wie wunderbare, noch nie erlebte Wahrheit vorkam.“

Nicht zu verwundern ist es, daß diese genialen Aufschneidereien in weiteren Kreisen durch Wiedererzählen bekannt wurden; — eine schamlose Indiscretion aber, eine That des schwärzesten Undankes war es, daß sie, als Buch gesammelt, dem großen Publicum unter dem wahren Namen des ursprünglichen Erzählers unterbreitet wurden.

Wertwürdiger Weise erblühte dieses Buch aber nicht in Deutschland das Licht der Welt, — es war nicht einmal in deutscher Sprache gedruckt.

Im Jahre 1785 erschien in London: „Baron Münchhausen's narrative of his marvellous travels and campaign in Russia.“





Diner bei Münchhausen. Von Vincent Et. Gerche. — Siehe Seite 108.



— eine Sammlung der Geschichten des Freiherrn; die außerordentliches Glück machte und in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebte.

Der Verfasser war — Münchhausen's früherer Privat-Secretär, ein Mann, für den er sich in jeder Weise interessirte und dem er zu einer angenehmen und einträglichen Stellung verholfen hatte. Er hieß P. C. Knappe und war ein nicht unbedeutender Archäologe und Mineraloge; auch war er als Verfasser verschiedener belletristischer Werke seinen Zeitgenossen nicht unbekannt. Durch Münchhausen's Vermittelung hatte er eine Professur in Kassel erhalten und war zum Aufseher der dortigen, sehr bedeutenden Münzsammlung ernannt worden.

Knappe war aber ein lockerer Vogel, und als ihm der Boden in Kassel zu heiß wurde, flüchtete er sich, nachdem er das Münz-Kabinet um die werthvollsten Sachen erleichtert hatte, 1775 nach London, wo er so lange flott lebte, als der Erlös für die Münzen vorhielt. Nachher jedoch ging es ihm bitterlich schlecht, und er mußte sich als Gelegenheits-Journalist mühsam durchschlagen.

Da erinnerte er sich eines Tages seines Wohlthäters und all' der schönen Geschichten, die dieser erzählt hatte; in einem Lande, das dem Sport so huldigt, mußten solche Erzählungen Anfang finden, dachte er, und schnell entschlossen schrieb er die Geschichten nieder, fand auch einen Verleger, und der Erfolg zeigte, wie recht er calculirt hatte.

Das Buch fand vom ersten Augenblicke an ein so sympathisches Publicum, daß es in drei Jahren fünf Auflagen erlebte, und sogar in einer Bearbeitung als Oper auf die Bühne kam. So viel Tact- oder vielmehr Schamgefühl hatte aber Knappe doch, daß er seinen Namen nicht auf sein Opus setzte, — es erschien anonym. Erst nach der vierten englischen Auflage wurde das Werk in's Deutsche übersezt, und zwar von Bürger und Lichtenberg.

Durch diese Uebersetzung bekam Münchhausen auch erst Kunde von dem Gebrauch, oder vielmehr Mißbrauch, der mit seinem Namen gemacht war; den tiefen Verdruß darüber hat er nie verwinden können und seinen Freunden, die ihn vergeblich zu überzeugen suchten, daß die Sache ganz anders aufzufassen sei, mehrfach bitterlich geklagt, daß er durch Bürger und Lichtenberg's Bosheit so vor aller Welt profitirt sei.

Wie würde er wohl geurtheilt haben, wenn er gewußt hätte, welche eine Berühmtheit sein Name bekommen würde, — wenn er gewußt, daß seine Abenteuer in alle Sprachen übersezt, in aller Herren Länder zur lieben Lectüre geworden, — wenn er gewußt, daß nach hundert Jahren sein Name noch strahlen würde als derjenige des besten und liebenswürdigsten Erzählers?

Allerdings, — hätte er so lange leben können, so hätte er das erlebt, was er damals in seiner Bitterkeit wohl oft gewünscht, die Annahme, daß Hieronymus von Münchhausen nie existirt, daß er nur das Hirngespinnst der müßigen Phantasie eines erfindungsreichen Dichters gewesen sei. Denn nach und nach haben die Leute das geglaubt. Daß dies aber nicht der Fall, daß der berühmte Name auch einen wirklichen Träger gehabt, daß Hieronymus von Münchhausen thatsächlich existirt und seine Geschichten auch selbst erzählt hat, — das habe ich hoffentlich hier aus den Akten der Familie zur Genüge bewiesen, und ich habe das Versprechen eingelöst, das ich meiner schönen Nachbarin an der gastlichen Tafel im Schlosse zu Schwobber gab: ich habe ein Feuilleton geschrieben „wie ich Münchhausen fand“ . . .

Nachdruck verboten.

### Aus den Erinnerungen einer Theater-Garderobière.

Von Anna Vöhn-Siegel.

**G**arderanzieherrinnen, — mit dem Kunstausdruck: Garderobiären, — können als lebendige Memoiren der Künstlerinnenwelt in vieler Hinsicht gelten. Eine derselben, die, vor wenigen Jahren verstorbene Garderobière des königlichen Hoftheaters in Dresden, Frä. Bertha Henje, eine höchst gebildete Dame, war denn auch in ihrer langjährigen Amtstätigkeit oftmals die Vertreterin der Confidanten-Rollen hinter den Coullissen gewesen, und ganz besonders waren es dramatische „Großen“, deren Vertrauen sie in hohem Grade genoßen hatte, allen voran: Wilhelmine Schröder-Devrient. Diese hatte wiederholt zu dem trefflichen Mädchen gesagt:

„Wissen Sie, liebes Berthel, das Amt einer Garderobière ist eigentlich schon an sich ein Vertrauensamt. Was sich Alles unter Ihren verhörenden Händen befindet, das ahnt Niemand da vorn (das Publicum). Was Sie, Berthel, mit eigenen Augen sehen, des sieht ja kein Bestand der Verständigen! . . .“

So besah denn Bertha Henje auch eine ganze Memoiren-Literatur in Briefen berühmter Sängerinnen, Schauspielerinnen und Tänzerinnen, die sich an das gebildete und achtbare Fräulein in einem Zeitraum von mehr als dreißig Jahren in den mannigfaltigsten Angelegenheiten, Toiletten-, Engagements-, Geld-, ja sogar in Herzenssachen um Rath gewendet hatten. Sie durfte sich rühmen, manche Kopflosigkeit und überstürzte Handlungsweise, die von einem stürmischen, jüngerer und auch älteren Künstlerblut beabsichtigt worden war, verhindert zu haben, wie eine reiche Anzahl von Dankes-Episteln bewies.

Eines Tages schrieb die Schröder-Devrient folgenden vertraulichen Brief an Bertha Henje, der später in die Hände eines Autographen-Sammlers kam, bei welchem ich Abschrift davon nehmen durfte.

„Herzens-Berthel!

Meine Sandalen von der Vestalin sind von vorgestern her, wo ich die Priesterin sang, im Theater geblieben. Ich brauche sie aber zu was Nützlichen, und zu was Gutem. Fallen Sie nur nicht etwa vor Lachen in den alten Garderobenschuh (der ohnehin nächstens zusammenknicken wird), wenn Sie den Zug erfahren, also: Ein Engländer oder Irlander war bei mir, rothhaariger Fuchsjäger, pudelnarrischer, aber hübscher Kauz. Erzählt mir da, er habe seine „Kosine“ geliebt, häßliches Mädchen, er habe sie heirathen sollen und wollen. Da sieht er mich als Vestalin, und fort ist die Liebe für seine Braut. Die weint, ist unglücklich, sucht mir. Aber ich bin doch noch häßlicher als jene, und er muß die Devrient lieben, die göttliche Vestalin.

Aber was nun? frage ich. Thun Sie, was Sie nicht lassen können, setze ich belustigt hinzu. Er räuspert sich und sagt endlich:

„Well! Ich habe eine Wette gemacht, daß ich werde trinken

Champagner aus das Schuh der häßliche Vestalin, der göttlichen Devrient. Wenn ich die Wette gewonnen werde haben, kann es auch werden, daß ich noch heirathen thue die untrosthliche Kosine.“

Ich war guter Laune, zog meinen gestickten Hausschuh vom Fuße, überreichte ihm den Albionshohn und rief laut lachend: Machen Sie die Sache länger, hier ist mein warmer Schuh, lassen Sie Champagner holen und trinken Sie daraus. Dann kann so gleich die Hochzeit folgen.“

Er darauf mit tiefem Ernst: „Nein, auf das gestickte Pantoffel habe ich nicht Wette gemacht, sondern auf das Schuh von Fleischfarbe mit Bändern von die Vestalin.“

Dalskarrig wie ein echter Abkömmling John Bull's, ging er von der Forderung nicht ab.

„Nun in's Kuckuck's Namen,“ rief ich, „so holen Sie sich die Dinger aus dem Theater,“ und zog meinen Schuh wieder an, den der Enthusiast mit einem Ruffe berührt hatte, gleich als wäre ich der Papst. Liebes Berthel, geben Sie ihm die Sandalen, wenn er kommt (es können auch ein Paar alte sein), und nun wollen wir noch etwas Gutes thun. Hier ist ein Zettel, den muß er unterschreiben, ehe ihm die Sandalen ausgeliefert werden. Darauf steht, wie Sie sehen, daß er verpflichtet ist, die „Kosine“ zu heirathen sobald er die Theaterische erhalten hat. Verstehen Sie? Eher keinen Schuh, als bis er unterschrieben hat. Die Schuldverschreibung senden Sie mir, liebes Berthel. Vielleicht gelingt es, den rothhaarigen Fuchsjäger auf diese Art zu fangen.“

Es geschah; Bertha befolgte genau die Befehle der „göttlichen“ Devrient. Der Engländer unterschrieb, aber er hat, sobald er die eingegangene Verpflichtung erfüllt haben würde, ihm die Schuldverschreibung als werthvolles Autograph zu überlassen. Ob dies geschehen, ist unbekannt geblieben. Aber eines Abends war die Schröder-Devrient sehr vergnügt in die Theater-Garderobe gekommen und hatte gesagt:

„Berthel, heute passen Sie auf, die schönsten Stellen fing' ich in die Profeciumslage hinein. Dort sitzt ein junges Ehepaar, das ich glücklich gemacht habe. Der Engländer und seine „Kosine“ . . .“

Nachdruck verboten.

### Lurus und Eleganz.

Eine Salon-Plauderei von C. Schreiber.

**N**ur wenige Begriffe werden so häufig mit einander verwechselt, als die Begriffe von Lurus und Eleganz. Beide können allerdings nur in den Kreisen jener Gesellschaft heimisch sein, welche über wohlgefüllte Börsen verfügt, aber selbst in dieser Gesellschaft ist der Lurus häufig der böse Geist, die Eleganz fast immer die wohlthätige Fee. So viel die National-Ökonomen auch über den Lurus geschrieben haben, es bleibt dennoch schwer, eine Charakteristik des Begriffes zu geben. Das Verlangen nach dem Ueberflüssigen kann nicht als Lurus im allgemeinen Begriff gelten. Subjectiv ist Alles Lurus, was mit den Verhältnissen des Individuums nicht im Einklange steht. Subjectiv ist das Bewohnen zweier Kammern Lurus, wenn die Mittel nur zur Bezahlung der einen reichen, und ebenso ist subjectiv das Bewohnen eines üppigen Palais nicht als Lurus aufzufassen, wenn die zum Lebensunterhalt bestimmten Geldmittel hierdurch nicht in starke Mitleidenschaft gezogen werden.

Lurus ist die glänzendste Form, unter welcher die Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens Befriedigung finden. In allen Zeiten aber waren Lurus und Eleganz hauptsächlich Attribute der Frauenwelt. Es wäre aber wünschenswerth, daß die Frauen mehr mit der Fee Eleganz plauderten und sich weniger vom Teufel Lurus begaubern ließen.

Jeder anmuthigen Frau ist eine gewisse Vornehmheit des Wesens angeboren, und jede Frau gewinnt, wenn man sie als elegante Frau bezeichnen darf. Sie muß darum jedoch durchaus nicht luxuriös sein, und braucht nicht eine einzige ihrer Pflichten als Hausfrau, als Bewirtherin des vom Manne Erworbenen zu vernachlässigen.

Die Chemänner sprechen gern von der guten alten Zeit. Wenn sie die Einfachheit derselben rühmen, vergessen sie die Wahrheiten, welche ihnen die Culturgeschichte aufsticht, alle Kleiderordnungen, die schon im Mittelalter gegeben wurden, alle Satiren, welche im alten Rom entstanden und sowohl in Deutschland als in Frankreich bloß ein neues Gewand anzulegen brauchten, um zeitgemäß zu erscheinen. Die Civilisation hat den Lurus entwickelt, der Lurus aber hat mit der höheren Civilisation theils abgenommen, theils vernünftiger Bahnen eingeschlagen. Der französische Chroniker Brantôme, welcher als tapferer Krieger bei Malta gegen die Türken focht und später als aalglatter Höfling unter Franz I. Personen und Verhältnisse schilderte, berichtet von Elisabeth, der Gemahlin Philipp's von Spanien, derselben Königin, welche Schiller im „Don Carlos“ idealisirte, daß sie nie ein Kleid zweimal trug, sondern es stets ihren Damen und Fräuleins schenkte. „Gott weiß,“ ruft Brantôme aus, „welch' herrliche Kleider sie hatte!“ Das Einfachste kostete drei- bis vierhundert Thaler. Der König gewährte ihr die Mittel zur größten Pracht. Jeden Tag trug sie ein neues Kleid. Ihr Schneider war arm nach Spanien gekommen und unermesslich reich dasselbst geworden.

Die schöne Königin Margot, die erste Gemahlin Heinrichs IV., besaß den kühnsten Geist, das treuloöse Herz, die herrlichste Hautfarbe und die kostbarsten Kleider. Als junge Prinzessin erschien sie zu Otern in folgender Toilette: Ein Kleid aus Goldbrocat umfloß die königliche Gestalt. Der Stoff zu diesem Kleide, fünfzehn Ellen, stammte vom Sultan, welcher ihn dem französischen Gesandten zum Geschenk gemacht hatte, und eine Elle kostete des wunderbaren Gewebes hundert Thaler. Um das stolze Haupt wand die Prinzessin Schnüre großer Perlen, welche durch Sterne von Diamanten gehalten wurden.

Auf einem einzigen Kleide der Maria von Medicis erglänzten zweiunddreißigtausend Perlen und dreitausend Diamanten. Nicht von den genannten Damen allein weiß Brantôme zu erzählen. Die Liebe für Pracht und Lurus war all-gemein entwickelt, die Trachten der Herren nicht weniger kostbar, nicht weniger geschmückt, als die der Frauen. Den Juwelen gesellten sich löstliche Spitzen und Kanten hinzu, deren Anfertigung mit Gold aufgewogen wurde.

Für den Lurus war nicht nur die Pracht der Kleidung maßgebend. Bekhe erzählt in seiner „Geschichte der deutschen Höfe“ von einem goldenen Speise-Service, welches 1688 zur Hochzeit des Kurfürsten Max Emanuel von Baiern beschafft

wurde. Es gab bis zur französischen Revolution fünf solcher Service, vier befanden sich in Wien, Berlin, München und Amsterdam. Das fünfte Service gehörte der Familie des Herzogs von Newcastle und jedes derselben wurde auf vierhunderttausend Pfund Sterling geschätzt.

Der Graf Brühl in Sachsen besaß ein Reißner Porzellan-Service, das seiner Zeit auf eine Million Thaler veranschlagt wurde und heute von geradezu unermesslichem Werthe wäre.

Als die liebreizende Josephine Beauharnais Napoleon's Gemahlin ward, verwandelte sie die starre Pracht des Luxus in vornehme Eleganz. Josephine verstand nicht zu sparen. Sie legte, wie Madame de Remusat erzählt, zweimal des Tages seidene Strümpfe an, welche sie nie wieder benutzte. So hatte sie denn trotz ihres hohen Toiletten-Budgets immer bedeutende Schulden, und wir sehen den großen Napoleon als brummigen Ehegemahl, der durchaus nicht nachgeben wollte.

Auf einem Ball war die Gattin des modernen Cäsar in einer prachtvollen Toilette erschienen, die Napoleon mit dreitausend Francs in die Rechnung eingestellt fand. Aergerlich über diesen hohen Betrag, erückte der Kaiser Josephine, gelegentlich eines zweiten Balles, sich einfacher zu kleiden. Die Kaiserin erschien denn auch wirklich in einem Kleide aus leichtem weißen Linon, das reich mit Fliederzweigen geschmückt war.

„Ihre Toilette ist reizend!“ bemerkte Napoleon. — „Sie dürfen Herrn von Remusat (damals Zahlmeister des Imperators) die Rechnung überreichen lassen. Ich wünsche, Ihnen für Ihre Einfachheit dankbar zu sein.“

„Josephine verneigte sich lächelnd. „Sire, ich bin glücklich, Ihren Geschmack errathen zu haben.“

Die Rechnung lautete: Ein weißes Linon-Kleid 500 Francs., Fliederzweige mit brasilianischen Leuchtstäben 3000 Francs., Summa 3500 Francs.

„Ein anderes Mal, Madame, tragen sie meinewegen scharlachrothen Sammet!“ rief Napoleon gereizt aus. „Aber halten Sie mich nicht zum Narren! Ich verzichte darauf, Ihnen meinen Geschmack beizubringen.“

Der Lurus spottet aller Schranken und Gesetze, die Eleganz schafft sich einen bestimmten und besondern Rahmen. Die elegante Frau besitzt kein durchbildetes Geschmacks und festen Ordnungssinn. Sie weiß sich über ihre Ansprüche und Wünsche Rechenschaft zu geben und bringt dieselben in feste Harmonie. Die Eleganz verbindet sich mit der Sitte, ordnet die Lebensgewohnheiten und duldet nicht, daß man gegen ihre Gesetze verstößt. Der Lurus verpflichtet zu nichts, er ist die egoistische Befriedigung der Neigung.

Bei der Eleganz jedoch heißt es: „Eleganz oblige“. Der Lurus stellt Niemand auf eine höhere gesellschaftliche Stufe. Der Verkehr mit luxuriösen Menschen gewährt denn auch keine Vortheile, ist aber zuweilen ein Stimulus für den Reiz. Die Eleganz erzeugt durchgeistigte, feine Lebensformen, und diese wirken immer anmuthend und fördernd.

Wie peinlich berührt es, geputzte Frauen um wenige Groschen feilschen zu sehen. Wie oft drängt sich die Ueberzeugung auf, daß sie nicht die Preiswürdigkeit der Waare beurtheilen, sondern knausern, um dem Luxusbedürfniß der eigenen Person besser Rechnung tragen zu können. Die elegante Frau trägt täglich dasselbe Kleid und knaupert weder beim Gehalt des Lehrers und der Erzieherin, noch beim Honorar des Arztes. Sie schenkt auch ihren Dienern zur Weihnachtszeit nicht Stoffe, die nach sehr viel aussehen und dabei aus einem Material sind, das kaum der Mühe des Anfertigen's lohnt. Die elegante Frau macht ihren Freunden kein Hochzeitsgeschenk, welches den Empfänger häufig verlegt, anstatt ihm Freunde zu bereiten.

Eleganz legt immer Pflichten gegen Andere auf, während der Lurus solche nicht anerkennt. Die luxuriöse Mutter wirkt durch ihr Beispiel nicht selten verderblich auf die Kinder ein. Die elegante Frau umgibt wohlthuerender Fauber, ihr Haus ist immer geordnet, immer behaglich. Sie vermeidet schreiende Farben, aufdringliche Gerüche, Kleider und Schnitte, welche zwar der Mode huldigen, aber nichts mit dem individuellen Geschmacks zu thun haben und für die Erscheinung des Individuums nicht passen. Der Lurus vermag gar leicht zu erniedrigen, denn er stimmt zur Genußsucht, zum Materialismus im Denken und Fühlen. Mit seinem Tact und etwas Geschmacks kann die Frau elegant sein, ohne sich luxuriös zu kleiden, während häufig genug die luxuriöse Frau durchaus nicht als elegante Dame erscheint. Mit Eleganz vereint sich gar wohl die äußerste Sparamkeit. Das Luxusbedürfniß äußert sich oft bei Menschen, welchen die Mittel zur Befriedigung desselben nicht zu Gebote stehen, und dann lehnen sich dieselben entweder gegen ihre Verhältnisse auf, oder sie verfallen der Lächerlichkeit, indem sie dem Scheine huldigen und dem Wohlfeilen den Anstrich des Kostbaren zu geben bemüht sind. Man rühmt die Fortschritte der Industrie bei Herstellung künstlicher Edelsteine, und langathmige Reclamen verriethen, daß man dieselben nicht von den edlen unterscheiden könne. Eine elegante Frau trägt niemals Schmuck, wenn ihre Vermögensverhältnisse ihr nicht die Anschaffung echter Juwelen gestatten. Wenn erzählt wird, daß Damen der höchsten Aristokratie ihre Familien-Diamanten im Armeim verwahrten und auf Festen nur mit Nachahmungen sich schmückten, aus Furcht, ihre Kleinodien zu verlieren, so ist das eine ganz verschiedene Sache. Diese Damen besäßen die Originale und täuschen Niemand über ihre Verhältnisse, aber sie begeben eine Geschmackslosigkeit, denn noblesse oblige, — selbst zum möglichen Verluste von Diamanten. Mit zunehmendem Alter wird die luxuriöse Frau oft lächerlich, man meidet sie, denn sie will immer noch jugendlich erscheinen. Die elegante Frau hingegen umgibt stets der Schimmer unvergänglicher Jugend.





Nachdruck verboten.

### Edelsteine.

Von Gregor Samarow.

I.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß die höchsten und wunderbarsten Farbenpracht in der irdischen Natur in der niedrigsten Ordnung der Schöpfung sich findet, und daß sie verblasst, je höher hinauf die Stufenleiter der Gestaltungen steigt.

Die Tiefe und der Glanz der Farben, verbunden mit der durchsichtigen Leuchtkraft der Sonne, der Sterne, des Regenbogens und anderer Himmelserscheinungen, zeigt sich in mannigfaltigster Gestaltung bei den Edelsteinen, welche die Tiefen der Erde bergen, und welche zum Theil eigene Leuchtkraft besitzen oder wenigstens die Fähigkeit haben, das Licht aufzufangen und lange festzuhalten. Weniger leuchtend und flammend schon sind die Farben der Pflanzenwelt, — ihnen fehlt, so bunt und mannigfaltig sie auch sein mögen, die durchsichtige Leuchtkraft der Edelsteine; noch mehr veredelt und zum Dienste des Geistes und der Willenskraft immer geschickter gestalten. Der Mensch, der König der irdischen Schöpfung, der nach Gottes Ebenbilde gestaltet wurde, zeigt am wenigsten Glanz und Pracht der Farbe. Wohl hat das Auge leuchtenden Glanz, — aber dieser Glanz bleibt weit zurück hinter dem Phosphorscheine in den Augen der Raubthiere, — die Haare sind verschieden gefärbt, aber sie erreichen doch vom tiefsten Schwarz bis zum leichtesten Goldblond niemals die Federn der Vögel und die Felle der Thiere, und der zarteste Teint der Jugend, so oft er auch schon mit Rosen und Lilien verglichen worden ist, kommt doch nie diesen Blumenköniginnen unserer Zone gleich, gleichwie denn der glühenden Farbenpracht tropischer Blüthen. Es scheint eben, daß mit den höheren Ordnungen der Schöpfung die Schönheit sich mehr in die Form und in den Geist concentrirt, der in der Form sich ausdrückt. Das minder gebildete Auge stellt den Farbenglanz über die Form, erst in höherer Entwicklung vermag der Blick die Harmonie der Form zu würdigen, und auf der höchsten Stufe erst beginnt das Verständniß des Geistes, der die Form belebt und in der Sprache sich ausdrückt. Das klassische Alterthum zeigt uns daher den Schönheits-Cultus der Form im höchsten Maße neben dem allgemeinen Volksverständniß der Schönheit in den Auserwählten des Geistes, während die weiter zurückstehenden Cultur-Völker die Farbe auch in den auf uns gekommenen Vandalenmalern, wie in Indien, mehr hervortreten ließen und in der Form nicht die harmonische Schönheit, sondern das Rassenhafte und Gewaltige zum Princip ihrer Schöpfungen machten, — wie in den ägyptischen Nischenbauten.

Doch diesen Gedanken weiter auszuführen ist hier nicht unser Ziel, wir wollten nur die Thatsache constatiren, daß die Farbenpracht mit den aufsteigenden Graden der Schöpfung verblasst, — vielleicht wird das erklärt durch die abnehmende Gluth der Erde während der verschiedenen Schöpfungs-Epochen, deren letzte dann für das geistige Ebenbild Gottes, den Menschen, Raum gab in des weissen Lichtes milder Wärme, denn es ist ja wissenschaftlich nachgewiesen, daß alle Weltkörper sich allmählig abkühlen und von dem flammenden Zustande durch den flüssigen zum festen übergehen. Die Menschen haben nun diesen mangelnden Farbenreichtum ihres Geschlechtes stets empfunden und ihn durch Entlehnungen aus den anderen Schöpfungsgebieten zu ersetzen gesucht, je nach den Entwicklungs-Epochen der Cultur und den Eingebungen der unserer Rasse eingeborenen Eitelkeit, die sich in den verschiedensten Formen äußert, immer aber danach strebt, die Natur zu verbessern nach den verschiedenen Auffassungen der Schönheit. Dies Bestreben zeigt sich bei den Wilden in dem Anmalen und Tätowiren des Körpers in grellen Farben, und bis zu unseren Tagen hat sich ja eine solche Farben-Kosmetik erhalten, welche sogar soweit ging, daß vor etwa zehn Jahren ein Mann in Paris die Kunst erfunden haben wollte, das menschliche Gesicht zu emailiren, um auch ohne tägliche Retouche die frischen Farben bis zum Alter zu erhalten. Wir wissen nicht, ob seine Kunst Verwendung gefunden und sich bewährt hat, — jedenfalls aber ist das Streben, die menschliche Form und den Ausdruck des menschlichen Geistes durch Farbenschimmer zu erhöhen, ein allgemein verbreitetes, und es werden dazu alle Naturreize zu Hilfe genommen: die Steine, die Blumen, die Federn der Vögel und die Pelze der Säugethiere. Den amnuthigsten Schmud für die liebenswürdigen Töchter unserer Stamm-Mutter Eva bilden die frischen Blumen, welche, um sie dauernd zu erhalten, nachgeahmt werden, — den vornehmsten und kostbarsten, die Edelsteine, welche in dem erstarrten Blut der Erde das helle Sonnenlicht, die Gluth der früheren Schöpfungs-Perioden und die Farben des Regenbogens festgehalten haben. Zu allen Zeiten waren die aus den Tiefen heraufgehobenen Lichtsteine der gefischteste Schmud, um die Kronen der Könige und die Festgewänder zu zieren und sowohl der Würde als der Amnuth zu dienen. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine richtige und verständnißvolle Anwendung von edlen Steinen die weibliche Schönheit außerordentlich zu erhöhen, gewissermaßen zu erleuchten vermag, wenn auch freilich falsch angewendeter und überladener Schmud gerade entgegengesetzt wirkt. Es ist unglaublich, wie sehr gerade in der Anwendung von Juwelenschmud auch von Damen gesündigt wird, die sonst Geist und Geschmack besitzen.

Eine der ersten, gar so oft mißachteten Regeln scheint uns zu sein, daß der Edelstein wesentlich nur zum Schmud des Körpers, nicht der Kleidung benutzt werden sollte, weil sein eigentümlicher Lichtglanz den so ganz anders gearteten lebendigen Schmelz der Haut, der Haare, der Augen, durch den Gegensatz hervorhebt, während die todtten Stoffe der Kleidung durch die Strahlenbrechung der Lichtsteine unendlich verlieren und außerdem auch die Blicke dann zu sehr von der Hauptsache der menschlichen Erscheinung und Schönheit abgelenkt werden. Ein edel geformter Hals wird schöner erscheinen in seiner Form und Bewegung, wenn er von einem Bande leuchtender Steine umgeben ist, ebenso hebt nichts die plastisch schöne Form des Armes mehr hervor, als eine Spange von Edelsteinen um

das Handgelenk oder den Oberarm. Unter einem Kopfschmud von edlen Steinen gewinnt das Haar, die Stirn und der Glanz der Augen; die Farbengluth der Steine zieht den Blick an, der Schmelz und die Bewegung des Lebens, das geistige Licht des Auges fesseln ihn.

Eine schöne Frau, und geböte sie über Aladin's Schatzkammer, sollte daher niemals anderswo Edelsteine tragen, als in den Hals- und Armbändern, in Diademen und in Ringen, — bei diesen aber auch mit vorfichtiger Zurückhaltung, denn der Bau der Hand ist zu zart, die Bewegung derselben zu vielgestaltig und ausdrucksvoll, als daß sie mit zahlreichen Ringen und schweren, großen Steinen belastet werden dürfte. Edelsteine am Gürtel und am Corset, oder gar über die ganzen Roben verstreut, werden niemals einen anderen Effect, als den der Pracht machen, sie werden sich mit den Farben der Roben fast niemals harmonisch vereinen und mögen nur für Fürstinnen einige Berechtigung haben, bei großen Repräsentationsfesten, wo es mehr gilt, durch königlichen Pomp zu imponiren und zu blenden, als die Wirkung der Persönlichkeit hervorbreiten zu lassen.

Ganz besonders sollten unsere Damen aber auch wählerisch in der Farbe der Steine sein und dabei nicht nur die jeweilige Toilette, sondern auch ihr Haar und ihren Teint berücksichtigen.

Der Diamant, dieser König der Edelsteine an Preiswerth wie an innerer Leuchtkraft, behauptet auch darin den ersten Rang, daß er für jeden Teint, sowie für jede Toilette paßt, — vom Weiß bis zu den grellsten und tiefsten Farben. Er ist eben die Verkörperung des weissen Lichtstrahles, und die durch Brechung aus seinen spiegelnden Flächen und Winkeln hervorbrechenden Regenbogenfarben sind nur flüchtig den Blick streifende Reflexe, in denen jede Farbe wieder ihre Verwandtschaft findet.

Bei allen anderen Steinen aber sollten die Damen sehr vorsichtig in der Auswahl sein. Brünnetten mit rother Grundfarbe in ihrem Teint dürfen keine Steine in gleichem Farbenton tragen, also keine Rubinen, Hyacinthen, Heliotropen und Granaten. Denn, ist das Roth des Steines tiefer als der Teint, so wird derselbe unrein erscheinen, ist es aber heller und durchsichtiger, so wird die Hautfarbe jeden Schmelz verlieren. Für solchen Teint, — der ja unter Umständen sehr schön sein kann, gehören der blaugrüne orientalische Smaragd, der blaue Saphir, der Aquamarin, der Lapislazuli, oder auch Lava und Malachit.

Damen mit dunklem Haar und dem so schönen Teint der Südländerinnen, der jene zarte, gelbliche Färbung zeigt, welche man bei den Bildern der berühmten Schönheiten aus der Familie Bonaparte bewundert, dürfen aus ähnlichen Gründen keine Steine mit gelblicher oder grünlicher Färbung tragen, weil beide den Teint unrein erscheinen lassen, ebenjowenig auch besonders zarte Färbungen wie Opale. Auch Perlen, die man ja trotz des verschiedenen Ursprunges mit zu den Edelsteinen als Schmudgegenstände zählen kann, werden keinem gelblich gefärbten Teint anstehen. Jenen Damen sind besonders die tiefrothen Edelsteine, wie Rubinen und Granaten, zu empfehlen, auch Blau, namentlich in dunklen Nuancen, schadet dem Schmelz des gelblichen Teints nicht.

Am glücklichsten daran sind die zarten Blondinen mit aschfarbenerm Haar und lichtweißem Teint, denn sie können die Edelsteine aller Farben tragen; am besten werden ihnen aber die lichtblauen Steine stehen, vor Allem der orientalische Amethyst; aber auch der morgenrothe Hyacinth wird ihnen erlaubt sein, wenn ihr Teint vollkommen makellos ist. Blondinen mit goldrothem Haar aber werden rüthlich gefärbte Steine zu meiden haben, denn der Schmelz auch des schönsten, reichsten und schimmerndsten Haares wird stets durch die Lichtfarbe des Edelsteins zurückgedrängt werden.

Wir haben hier nur ganz allgemeine Gesichtspunkte aufgestellt, glauben aber, daß unsere lebenswürdigen Leserinnen uns Recht geben und finden werden, daß sie selbst schon oft solche Mißbräuche mit dem Schmud der Edelsteine bemerkt haben. Einwenden möchte man wohl, daß zu einer solchen Auswahl unter den edlen Steinen ein Reichthum nöthig sei, der nicht in Jedermanns Händen liegt und am wenigsten oft in denen der Schönsten und amnuthigsten Damen. Gerade diese aber haben auch den Schmud am wenigsten nöthig, — aber viel kann doch zu geschmackvoller und richtiger Anwendung der Edelsteine auch ohne eine fürstliche Schatzkammer geschehen. Wenn jede Dame sich darüber klar wird, welche Steine gerade für sie am besten passen, so wird sie bei jedem Einkauf, den sie macht, bei jedem Geschenk, das sie von den Eltern oder dem Gemahl erbittet, für die richtige Wahl sorgen und niemals dahin kommen, ihre natürliche Schönheit und Amnuth gerade durch den Schmud zu vermindern. Auch möchte allen Damen zu rathen sein, daß sie jeden Stein für verschiedenen Gebrauch vorrichten lassen, — z. B. für ein Armband, — für das Mittelschloß einer Halskette, für eine Brosche und für einen Kopfschmud. Auch dadurch wird selbst bei beschränkteren Mitteln eine größere und geschmackvollere Mannigfaltigkeit in der Verwendung der Edelsteine bei der Toilette erreicht. Die Fürstin Metternich besitzte ein, bei den großen Festen in den Tuilerien viel bewundertes und selbst von der Kaiserin Eugenie beneidetes Diadem, das aus einer Krone von großen Solitaires reinsten Wassers besteht, über deren Jedem sich eine Perle von der seltensten Größe und Schönheit erhebt. Dies Diadem ist so aus einander zu nehmen, daß jeder Stein und jede Perle wieder einzeln oder in anderer Zusammenfügung zum Arm- und Halschmud verwendet werden kann. Dadurch erhält dies Diadem, das aus eine Million Gulden geschätzt wird, einen sehr viel höheren Repräsentationswerth. Freilich nimmt die Verwendung von Edelsteinen gegenwärtig durch die vollendete, dem Auge gar nicht bemerkbare Nachahmung derselben mehr und mehr ab, je mehr der zinstragende Werth des Geldes steigt, und wir begreifen in der That nicht, warum eine Dame nicht imitirte Edelsteine tragen soll, da dieselben als Schmudgegenstand ganz gleichen Werth haben und sich von den echten nur dadurch unterscheiden, daß diese ein zur Schau ausgehängtes Kapital repräsentiren. Thatsächlich findet in Paris der Gebrauch der imitirten Steine gerade in den vornehmsten Kreisen schon lange statt. Die alten französischen Familien besitzen noch ganz außerordentlich werthvollen Familienschmud, und um diesen vor Unfällen und Verlusten zu behüten, haben sich die meisten vornehmen Damen ihren Schmud genau imitiren lassen, um diese Nachbildung bei großen Festen mit starkem Gedränge zu tragen. Sollten da nun nicht Verhältnisse eintreten können und eingetreten sein, in denen die Ueberzeugung sich Bahn bricht, daß der imitirte Schmud dieselben Dienste thut, wie der echte, der jährlich die Finnen eines großen Vermögens verschlingt? Vielleicht wird noch die Zeit kommen, wo die echten Edelsteine ihren Werth erheblich verringern, da doch nur die Nachfrage den Preis macht und schon jetzt unendlich weniger todttes Kapital in große Schmudsammlungen versenkt wird und versenkt werden kann, als in früheren Zeiten.

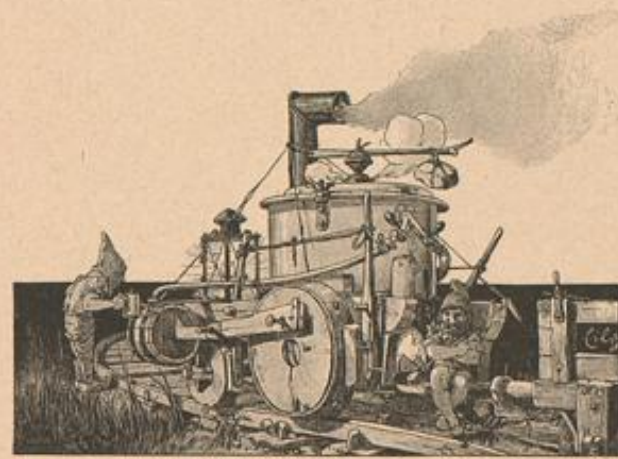
## Verschiedenes

Nachdruck verboten.

**Großmutter liest.** Nach einer Original-Photographie. Siehe die Abbildung, Seite 105. — Großmutter liest die Predigt des heutigen Sonntags. Alle Anderen sind in der Kirche, aber ihr, der Greisin, geistlichen die gelähmten Glieder nicht, das Gotteshaus zu besuchen; sie muß zu Hause bleiben, und das jüngste Enkelkind leistet ihr Gesellschaft. Großmutter hat schon seit langen Jahren die Stimme des Predigers entbehren müssen, doch die alte Bibel, die sie dereinst mit in ihren jungen Hausstand gebracht hat, ersetzt ihr das geistliche Wort. Sie pflegt sich allsonntäglich das Evangelium des Tages vorzulesen, und dann wölbt sich das kleine Stübchen hoch auf zum Kirchendome, und sie selbst glaubt, vor dem Altare zu stehen und ihre eigene Stimme klingen zu hören wie die des Geistlichen. Heut' hat sie in ihrem Enkelkindchen auch noch eine anhängliche Zuhörerin, die mit großen Augen den Worten von der Urewigkeit der Liebe lauscht, von der die Bibel spricht, Worte, die hehr und feierlich von den Lippen der Greisin tönen; denn in langem Menschenleben hat auch die alte Frau erfahren müssen, daß unser irdisches Dasein ohne die göttliche Liebe nichts ist, als „ein tönend' Erz und eine klingende Schelle“ ...

Nachdruck verboten.

### Practische Winke für die Reise.



**Höflichkeit auf Reisen.** — Was ist Höflichkeit? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Wahre Höflichkeit ist eine unbewusste Neugierde der Nächstenliebe, sie verhält sich zu jener anzüglichen Höflichkeit der Welt, wie die zart duftende Blüthe zur papierernen Nachahmung. Oft nimmt diese gemüthvolle Höflichkeit, — man verzeihe uns den Ausdruck, — die Formen der anderen an, nie aber täuschen uns auf die Dauer die Redensarten, die Verbengungen über den Mangel an Gemüthsbildung.

Im brieflichen, im gesellschaftlichen, im Familienverkehr giebt es feststehende Formen der Höflichkeit. Auch auf Reisen? Gewiß! In Pensionen und Hotels findet man internationale gesellschaftliche Formen, aber auf der Eisenbahn begegnet man oft dem directen Gegenheil von Höflichkeit, nämlich rüchichtsloser Angezogenheit.

„Es kann mir Niemand zumuthen,“ so denkt vielleicht die eine oder die andere der Leserrinnen, „höflich zu sein gegen Leute, die ich nicht kenne, die ich nie in meinem Leben wiedersehe, gegen die ich keine Verpflichtungen habe. Wer wird in einem Eisenbahn-Coupe Höflichkeit verlangen?“

Man ist nicht höflich Anderer wegen, man ist es um seiner selbst willen! Gewiß, man kommt mit Leuten aller möglichen Bildungsklassen zusammen; Jeder ist berechtigt, es sich so behaglich zu machen, wie möglich; oft ist es sehr schwer, Uebergriffe in die eigenen Rechte tactvoll und ruhig zurück zu weisen. Indeß kommt man bei gebildeten Leuten wohl immer zu seinem Ziele. Merkwürdig burchlos sind manchmal die jungen Damen. Rechnen man eine gewisse Reise-Ausstattung ab, so kann man trotzdem nicht begreifen, daß sich wohlherzogene Mädchen so unhöflich benehmen können. Hin- und Herlaufen im Coupe, nachlässiges Sitzen auf den Plätzen, launenhaftes Deffnen und Schließen der Fenster, laute Bemerkungen über Mitreisende, — das alles sind Dinge, die bei unserer heutigen Erziehung nicht vorkommen sollten. Und doch findet sich gerade für eine junge Dame auf Eisenbahnfahrten so leicht Gelegenheit, artig und höflich zu sein. Freilich muß das Tactgefühl sagen, wie weit man gehen darf. Es ist vielleicht eine einzelne Dame, oder ein älterer, kränklicher Herr bei den Mitreisenden; Das Ein- und Aussteigen ist für sie beschwerlich, wir bieten uns an, etwas aus der Restauration zu besorgen; bei Hustenanfällen werden wir unsere Vondons offeriren. Oder wir haben einige Minuten Aufenthalt in einer düsternen Bahnhofshalle, da sehen wir, wie eine kurzfristige Dame sich vergebens bemüht, auf einem hoch hängenden Fahrplan die Zeit des Zuganschlusses zu suchen. Warum sollten wir der Dame nicht helfen? Wir haben ja Zeit und gute Augen. So giebt es tausend Gefälligkeiten; suchen wir sie! Liebe deinen Nächsten, — auch auf Reisen!

— m —

## Sur's Sur's

Nachdruck verboten.

### Kleine Blumen, kleine Blätter.

Winke für sommerliche Handarbeiten.

Von Pauline Douberd.

Thauerste Lizzie!

Dein Wunsch, Dir einmal wieder recht ausführlich über Phantastie- oder Dilettanten-Arbeiten zu berichten, kommt mir gerade recht, denn mein sommerfrischlicher Aufenthalt birgt eine ganze Schatz



Schönheits- und thatendurstiger Damen, welche die verschiedensten Arten dieses Beschäftigungsbaumes kultiviren und neue Reiser auf alte Stämme setzen. Das giebt nicht nur Anregung, sondern auch, gerade wie die Musik, ein angenehmes Mittel, unter ganz fremden Elementen eine gefellige Zusammengehörigkeit zu schaffen.

Die gepressten Blümchen auf kalkweißen Tisch- und Gratulations-Kärtchen, die Arrangements auf Sammet, welche der glückliche Empfänger unter Glas bringen muß, will er sie anders vor Staub bewahren, habe ich glücklich aus dem Felde geschlagen, indem ich meine Manier, Pflanzen auf Holz und Thon zu kleben, bekannt gab. Weist Du übrigens davon?

Ich kam darauf durch die naturalistisch verzierten Majolika-Gefäße und klebte zunächst bunte Blätter auf eine irdene Schale und zwar mehrfach franzörmig, jedoch gar kein Grund sichtbar blieb und in der Mitte das schönste Blatt prangte. Ich befestigte sie mit sehr dickem Gummi oder mit Fischleim, lackirte stark und wiederholt mit Kopallack und brachte die verschiedensten Randverzierungen an, als gespaltene und ausgehöhlte Baumzweigelein, gebrauchte oder vergoldete Kaffeebohnen, Buchstöße etc. Später überzog ich die bekannten Blechdeckel entweder mit Deckfarben oder in Perlmuttertönen und brachte ein Halbmond aus gepressten Harnen und Blumen, auch wohl einen gemalten Schmetterling hinein. Goldgrund sieht etwas größer aus. Man darf ihn nur wählen für sehr dunkle Blätter oder solche, deren Töne durch Wasserfarben erhöht wurden (was sie ganz gut vertragen, wenn sie aufgeklebt sind). Figuren aus silbergrauen Weidenblättern auf einem königsblauen, fein geglätteten Delfarbengrunde schmücken erfolgreich größere Thonvasen.

Kunnehr komme ich zu meiner neuesten Erfindung, welche leider einen großen Fehler in meinen Augen hat: Die Ausführung ist etwas mühsam und nicht an einem Tage zu machen. Deshalb paßt sie für Dich, Du Engel der Geduld, und ich würde entzückt sein, sie in Deiner lauderen Manier zu erblicken.

Also:

Ich presste Blätter, sorgfältig ihre Grundform erhaltend, und gruppirte sie mit Malerei verbunden, nach-symmetrisch. Ich legte sie zum Kreise auf dunklen oder hellen Grund, unterbrach Flächen durch kleine Frieze, welche auf andersfarbenen Grunde feinere Blattformen enthielten, gab hier einem Viertel Inhalt durch Aufleben eines schönen Blattes und gebrauchte fleißig Zirkel, Reißfeder und Lineal, damit auch mathematisch Alles wohl am Platze sei. Meine Freude war groß, als sich meine Hoffnung, daß diese Arbeit vor-lichbar sei, bestätigte. Man hat nur nöthig, allzu dicke und allzu dünne Blätter zu vermeiden, sowie harte Stiele und dicke Blattrippen zu entfernen. Es ist auch nöthig, die fertige Arbeit vor der Politur mit Lack-Überzug zu versehen und hübsch zu trocknen, ehe man sie auf die Reise schickt.

Da dies „Journier“ aber ein sehr zartes ist, so empfiehlt es sich, Blätter unter Politur nur für Dinge zu wählen, welche keinem Drucke und keiner Reibung ausgesetzt sind.

Als Lampenteller z. B. sind sie gänzlich unpractisch, aber für Schränkchen, Etageren und Ziertischen höchst originell. Man kann auf diese Weise Blättern, welche an theuren Orten wuchsen, ein langes Dasein verschaffen. Jedenfalls aber muß man, ehe man diese immerhin theure Arbeit macht, eine genügende Uebung im Aufleben und Arrangiren der Pflanzentheile haben und sich eine ganze Weile mit lackirten Sachen begnügen.

Damit die Blättchen sich recht gut von dem gefährdeten Holzgrunde abheben, ist es vortheilhaft, die Farbe nach dem Aufleben (welchem natürlich immer ein Aufzeichnen vorangehen muß) aufzusehen und zwar so, daß ein winziger Rand des Naturgrundes neben den Blättern stehen bleibt.

Blumen darf man wohl unter Lack verwenden, auch hier und da Pflanzentheile über einander legen; für Politur aber eignen sich nur Blätter, die vollkommen papierglatt gepresst sind, ebenso vollkommen dem Holze flach aufliegen und aufgedrückt sein müssen.

Der hier abgebildete, nur mit Blättern verzierte Kasten mißt 17 1/2 Cent. Länge, 11 1/2 Cent. Tiefe und 6 Cent. Höhe. Außer Thon- und



Weidenblättern kommen Klee- und Peterfilienblätter zur Verwendung; die verbindenden Stiele sind gemalt.

Die Formen der Natur sind so reich und mannigfaltig, daß die begleitende und ergänzende Malerei nur gering zu sein braucht, um ein hübsches Ganzes zu schaffen, ein Umstand, der diese Arbeit auch für jüngere Mädchen geeignet macht, welche „der Kunst“ noch fern stehen. Sie werden spielend für ornamentales Zeichnen vorbereitet.

Meine Studienmappen solltest Du sehen, Lizzie; solch' eine Ausbeute! Es reizte mich besonders, die zarten Blümchen aus Feld und Au' in allen möglichen Entwicklungsstadien auf je einem Blatte zu malen und, — da mir weißer Papier-Untergrund unendlich ist, — außer den allmählig undeutlich verfliegenden Motivwiederholungen leicht passende und wechselnde Farbentöne darum



und daneben zu setzen. Man kann sie in Wasserfarben ja so leicht und spielend verschmelzen. Das gab stets ein eigenhümlich reizvolles Ensemble, welches mir würdig schien, auf Porzellan übertragen zu werden.

So entstanden meine Studenttäschchen, die Du copiren oder frei nachahmen mußt, — mußt! Schägchen. Ich habe vor Vergnügen im Zimmer umher getanzt, als ich die erste aus dem Brande zurückerhielt, — alte Frau, die ich eigentlich schon bin.

Laß' Dir beschreiben. Also: Bestes Porzellan, allerbestes sogar, welches ich von meinem Brenner kaufte. Ich thue das immer, ungesachtet der kleinen Mehrausgabe, die sich reichlich belohnt. Dann behandelte ich mein Thema, diesmal Gänse- oder Marienblümchen, — in der angeedeuteten Weise, die zarten Mitteltöne aus Grün und Rosenpurpur gemischt, eine unvergleichliche Mischung in Porzellanfarben, auch für fernliegende Blätter und den behutsam abgestimmten Grund anwendbar, welcher hier röthlicher, dort grüner, hier grauer erscheinen muß. Die Blumenstiele scheinen bei der Obertasse an ihrer Basis emporzuwachsen; bei dem Schäl-



Hieronymus Karl Friedrich Freiherr von Münchhausen. Von Vincent St. Verche. — Siehe Seite 108.

chen sieht man scheinbar auf die Blumenstiele und Blätter herunter, von denen natürlich die dem Auge näher gedachten Gruppen stärker hervorgehoben werden.

Wenn Du nun (hoffentlich bewundernd!) das Obertäschchen emporkobest, so blickt Dir aus dem kleinen Rund, welches es bedeckt, das Bild unseres Jungen entgegen, Hampelmähchen im nackten Arm. Die kleinen Blüthen und Blätter umrahmen es freundlich, ohne von einem Goldrand unterflüht zu sein, denn Gold ist an meinen Studenttäschchen verpönt. Der Henkel ist schwarz.

Eine hiesige Dame ließ eine Photographie ihrer Tochter in Waldenburg in Schlesien auf eine Untertasse übertragen und brachte meine Marienblümchen, in zu dem Bilde passenden Farbentönen, auf das Porzellan. Auch nicht übel, jedoch wohl mehr für Vasen geeignet.

Weißer Blüten sehen am schönsten auf feinem Porzellan aus, da erstens der kostbare Untergrund unbedeckt mitwirken kann und zweitens die Eigenart der Porzellanfarben für weiße Blumen die reichste und natürlichste Schattirung und Modellirung gestattet. Da mischen sich Gelb und Grau, Grün und Blau, Grün mit Rosenpurpur und Pompadourroth, während die Abglickeit z. B. in Roth etwas künstlerisches zu schaffen, für uns Dilettanten allzuviel Schwierigkeiten macht.

Doch nun genug für heute. Es ist doch sonderbar, daß meine Briefe an Dich so oft von Farbe triesen. „Die reine Fackel“ spottet mein theurer Gatte, der mir schon lange über die Schulter gesehen. Nun, weh! das Herz voll ist etc. etc.

In alter Liebe

Deine Plaudertasche.

**Kleine Nathschläge.** — Ausgesteinte Glas-Kirschen, Katt-Kirschen oder Amarellen werden mit gutem Weinessig übergossen, sodas sie von diesem bedeckt sind und bleiben vierundzwanzig Stunden stehen. Nun läßt man den Essig durch ein Sieb ablaufen, mischt das Obst, — je auf 1 Kilo Frucht 1 Kilo feingehiebten Zucker rechnend, — mit Weixterem und füllt es in Gläser, welche man luftdicht verschließt. In gleicher Art können geschälte und entkernte Pflaumen eingemacht werden.

— Cognac-Kirschen. Man wählt zu diesen im Sommer die edelsten Sorten aus, Schatten-Morellen oder ganz große Glas-Kirschen, ebenso beste Ralte. Die einzelnen Früchte werden vorsichtig abgewischt, der Stiel gleichmäßig gesüßt, so daß er ungefähr 1 Cent. lang bleibt; dann packt man die Kirschen in Gläser, die entweder einen eingeschlossenen Glasstopfen haben, oder sonst hermetisch verschlossen sind, und übergießt sie mit Cognac. Es ist der feste Verschlus unbedingt nöthig, da sich der Spirit sonst verflüchtigt und die Kirschen vertrocknen. Hat man diese Kirschen, deren Bereitung sich sehr empfiehlt, vorräthig, so braucht man sie nur abtropfen zu lassen, einzeln auf ein feines Holzspeichen oder eine Spindnabel gestekt, schnell in sondant zu tauchen, mit dem sie sich ganz überziehen, und sie auf einer mit etwas feinem Salatöl

eingeriebenen Platte zu trocknen. Einzeln, in kleine Papierbüchsen gelegt, gehören die so zubereiteten Früchte zu dem geschicktesten Confect. — Es sei hier noch bemerkt, daß eingemachte Ananastückchen, in gleicher Weise mit sondant überzogen, ebenfalls zu den ausge-suchtesten Delicateffen gehören.

— Ein sehr geschätztes, leicht bereitetes Dessert sind Glas-Kirschen, die au bain Marie eingemacht, abgetropft, in kleine runde Papierbüchsen gelegt werden. Man bestreut sie bid mit Zucker beträufelt sie mit etwas „Kirschwasser“, füllt die geschlagene Sahne darüber und läßt die Kästchen vor dem Anrichten etwa eine halbe Stunde auf Eis stehen, so daß die Sahne erstarrt. — Im Sommer nimmt man frische Kirschen, entkernt sie und läßt sie, aut eingedudert, verdeckt einige Stunden stehen, dann versüßt man wie mit den eingemachten.

— Dritten-Käse. Reife Quitten werden geschält, entkernt, in Stücke geschnitten, in Wasser weich gelocht und durch ein feines Sieb geschlagen. Auf je 1 Kilo dieses gewonnenen Quitten-Markes rechnet man 1 Kilo Zucker; beides läßt man in einer Kasserole unter beständigem Röhren auf gelindem Feuer kurz einkochen, sodas die Masse ganz steif wird, mischt dann das zu Schnee geschlagene Weiße von 12 Eiern hinzu, füllt sie in runde, etwa 8 Cent. hohe Papier-Kapseln und läßt diese einige Tage im Trockenofen stehen. Nach Verlauf dieser Zeit werden die Quitten-Käse die genügende Festigkeit erlangt haben; man befeuchtet nun das Papier mit einem Schwamme, löst den Inhalt heraus und läßt ihn im Ofen noch ein paar Stunden vollkommen trocknen.

— Tomaten. Von Tomaten bereitet man einen vor-züglichen Salat auf folgende Weise. Einen Salatnapf reibt man leicht mit einem Stückchen Knoblauch aus, giebt 2 Eßlöffel feines Del, 1 Theelöffel Esdragon-Essig, 1 Theelöffel Anchovis-Essenz, 1 Theelöffel fein gewiegte Capern, 1 Theelöffel eben solcher feiner Kräuter, 1/2 Theelöffel englischen Senf, Salz, Pfeffer und etwas Rothwein hinein, rührt diese Sauce wohl zusammen und sügt zuletzt die geschnittenen, geschälten und entkernten Tomaten hinzu. Der Salat muß einige Stunden vor dem Gebrauche bereitet werden, sodas die Früchte gut von der Sauce durchzogen sind. G. R.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

**Schögejpann.** — Wähte ein Kundiger wohl die Güte haben mitzutheilen, wie es sich eigentlich mit den sogenannten „Unsterblichen“, einem Schögejpann, ich glaube Jsabellen, im Königl. Marstall zu Hannover, verhält, und wann die ersten Pferde eingestellt worden sind? R. v. P., Schloß G.

**Vertilgung von Maulwurfsgrillen.** — Im Garten zeigen sich zahlreiche Maulwurfsgrillen. Wie kann man die jungen Gemüse und Blumenpflanzen dagegen schützen und die häßlichen Larven vertilgen? J. K. in G. bei D.

**Kenntzeichen der Leinwand.** — Giebt es ein sicheres Kennzeichen, um die Verfälschung von Leinwand durch Baumwolle sicher zu erkennen? Junge Braut in Berlin.

**Petroleumbrand.** — Womit kann man einen durch Petroleum entstandenen Brand am besten löschen? Wasser nützt in solchen Fällen bekanntermaßen wenig. Kenglische Hausfrau in Stendal.

Antworten.

(Auf die bezüglichsten Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Puten (72).** — Ich mäste Puten seit Jahren mit ausgezeichnetem Erfolge und bin gern bereit, der geehrten Fragestellerin meine Methode mitzutheilen. Ich verwende Aukuruz (Mais), der in lauwarmem Wasser eingeweicht und nach Verlauf von 24 Stunden kurze Zeit aufgelocht wird. Wenn die Masse gut ausgekühlt ist, füttere oder vielmehr stopfe ich damit die Puten, indem ich den kleinen 1/2, den großen 1/2 Liter abgemessen zumessen lasse. Diese Maßheit reicht vollständig für einen Tag aus; doch darf es den Thieren nie an Milch zum Trinken fehlen. Ich halte die Puten nicht in einem dunklen Raume, sondern in einem luftigen Hühnerstall mit starken Stangen, auf denen sie sitzen können, und sorge stets für die größte Keintlichkeit. Bei diesem Verfahren werden die Puten in vier bis fünf Wochen prachtvoll fett und wohl-schmeckend. Will man nicht stopfen, so muß man gut und reichlich mit Mais und Gerste füttern und den Thieren gefochte und zerdrückte Kartoffeln geben, die mit Buchweizen-, Gersten- oder Bohnenmehl zu einem Teige angerührt sind. Wird die Masse mit Milch statt mit Wasser zubereitet, so fördert man dadurch die Mast in hohem Grade. Für frisches Wasser, Sand und Grünfütter muß stets genügend gesorgt werden. Mathilde D., Postmeisterdgattin in J.

**Malarksträuße zu reinigen (72).** — Das folgende einfache und zweckmäßige Verfahren, Malarksträuße zu reinigen, habe ich mehrmals selbst erprobt. Man bereitet aus weißer Seife, etwas Soda und warmem Wasser eine Seifenlauge, in welcher man das Bouquet oder besser noch die einzelnen Gräser und Wedel mehrmals hin und herschwenkt. Das Wasser, das anfangs schnell schmutzig wird, muß oft erneuert werden. Auch beim Spülen ist wiederholter Wasserwechsel notwendig. Die Pampaswedel drücke ich zwischen Tüchern vorsichtig aus und lockere sie durch häufiges Schütteln. Dann hänge ich den Strauß, resp. die einzelnen Theile, auf Schnüre gezogen, an einer sonnigen Stelle frei auf; wenn sie an einem Tage nicht trocken werden, bringe ich sie am nächsten Morgen nochmals an die Luft, bis die Gräser locker und die Wedel glänzend weiß und dicht sind. Auch kann man sie zum vollständigen Nachtrocknen über Nacht in der Nähe eines Ofens aufhängen. Toni in L., Rheinland.

**Bekleidung einer Tischplatte (80).** — Die Frage bezüglich des Beziehens von Tischen mit Wachstuch kann ich als Fachmann dahin beantworten, daß die betreffende Dame gut thut, einen Tischler damit zu beauftragen. Ist der Tisch vieredig und der Rand der Platte ganz glatt, so kann der Stoff (amerikanisches Möbelleder) einfach übergenagelt und an den Kanten mit einer Leiste vom Holze des Tisches verdeckt werden. Hat der Tisch eine Kehlung oder ist derselbe rund oder oval, so ist es besser, auf die Platte einen circa 5 Cent. breiten und 2 Millimeter starken Holzries leimen, und das Ledertuch, nur an den Kanten geleimt, einlegen zu lassen. G. Wieler in Bremen.